Über dieses Buch

Dies ist ein digitales Exemplar eines Buches, das seit Generationen in den Regalen der Bibliotheken aufbewahrt wurde, bevor es von Google im Rahmen eines Projekts, mit dem die Bücher dieser Welt online verfügbar gemacht werden sollen, sorgfältig gescannt wurde.

Das Buch hat das Urheberrecht überdauert und kann nun öffentlich zugänglich gemacht werden. Ein öffentlich zugängliches Buch ist ein Buch, das niemals Urheberrechten unterlag oder bei dem die Schutzfrist des Urheberrechts abgelaufen ist. Ob ein Buch öffentlich zugänglich ist, kann von Land zu Land unterschiedlich sein. Öffentlich zugängliche Bücher sind unser Tor zur Vergangenheit und stellen ein geschichtliches, kulturelles und wissenschaftliches Vermögen dar, das häufig nur schwierig zu entdecken ist.

Gebrauchsspuren, Anmerkungen und andere Randbemerkungen, die im Originalband enthalten sind, finden sich auch in dieser Datei – eine Erinnerung an die lange Reise, die das Buch vom Verleger zu einer Bibliothek und weiter zu Ihnen hinter sich gebracht hat.

Nutzungsrichtlinien

Google ist stolz, mit Bibliotheken in partnerschaftlicher Zusammenarbeit öffentlich zugängliches Material zu digitalisieren und einer breiten Masse zugänglich zu machen. Öffentlich zugängliche Bücher gehören der Öffentlichkeit, und wir sind nur ihre Hüter. Nichtsdestotrotz ist diese Arbeit kostspielig. Um diese Ressource weiterhin zur Verfügung stellen zu können, haben wir Schritte unternommen, um den Missbrauch durch kommerzielle Parteien zu verhindern. Dazu gehören technische Einschränkungen für automatisierte Abfragen.

Wir bitten Sie um Einhaltung folgender Richtlinien:

+ *Nutzung der Dateien zu nichtkommerziellen Zwecken* Wir haben Google Buchsuche für Endanwender konzipiert und möchten, dass Sie diese Dateien nur für persönliche, nichtkommerzielle Zwecke verwenden.

+ *Keine automatisierten Abfragen* Senden Sie keine automatisierten Abfragen irgendwelcher Art an das Google-System. Wenn Sie Recherchen über maschinelle Übersetzung, optische Zeichenerkennung oder andere Bereiche durchführen, in denen der Zugang zu Text in großen Mengen nützlich ist, wenden Sie sich bitte an uns. Wir fördern die Nutzung des öffentlich zugänglichen Materials für diese Zwecke und können Ihnen unter Umständen helfen.

+ *Beibehaltung von Google-Markenelementen* Das "Wasserzeichen" von Google, das Sie in jeder Datei finden, ist wichtig zur Information über dieses Projekt und hilft den Anwendern weiteres Material über Google Buchsuche zu finden. Bitte entfernen Sie das Wasserzeichen nicht.

+ *Bewegen Sie sich innerhalb der Legalität* Unabhängig von Ihrem Verwendungszweck müssen Sie sich Ihrer Verantwortung bewusst sein, sicherzustellen, dass Ihre Nutzung legal ist. Gehen Sie nicht davon aus, dass ein Buch, das nach unserem Dafürhalten für Nutzer in den USA öffentlich zugänglich ist, auch für Nutzer in anderen Ländern öffentlich zugänglich ist. Ob ein Buch noch dem Urheberrecht unterliegt, ist von Land zu Land verschieden. Wir können keine Beratung leisten, ob eine bestimmte Nutzung eines bestimmten Buches gesetzlich zulässig ist. Gehen Sie nicht davon aus, dass das Erscheinen eines Buchs in Google Buchsuche bedeutet, dass es in jeder Form und überall auf der Welt verwendet werden kann. Eine Urheberrechtsverletzung kann schwerwiegende Folgen haben.

Über Google Buchsuche

Das Ziel von Google besteht darin, die weltweiten Informationen zu organisieren und allgemein nutzbar und zugänglich zu machen. Google Buchsuche hilft Lesern dabei, die Bücher dieser Welt zu entdecken, und unterstützt Autoren und Verleger dabei, neue Zielgruppen zu erreichen. Den gesamten Buchtext können Sie im Internet unter `http://books.google.com` durchsuchen.

830.8
B47
1923:12

Bibliothek der Unterhaltung und des Wissens

LIBRARY OF THE
UNIVERSITY OF ILLINOIS
AT URBANA-CHAMPAIGN

BOOKSTACKS

n Appetit
die Darm-
scheidet
Harnsäure aus, wodurch viele Krankheiten verhütet werden, besonders Arterienverkalkung, das gefürchtete Leiden des Alters, verhütet Gicht, Rheuma und Podagra. Radjosan verhütet Pickeln und unreinen Teint, macht frisch, froh, schön und elastisch, kurz gesagt, es ist **das beste Schönheits- u. Verjüngungsmittel!** Näheres erfährt man durch folg. Schrift. Pr. 200 M. franko:

Wie verschafft man sich gesundes Blut zur Wiedererlangung und Erhaltung der Gesundheit

Dieses Buch sollte jede überzeugte Mutter lesen! Darin findet man Näheres über Verhütung von Schwächezuständen, Blutarmut, Bleichsucht, Erhaltung der Schönheit usw.

Radjosan-Versand, Hamburg 40, Radjoposthof.

Postscheckkonto Hamburg 5552

Digitized by Google

Das Lichtbad im Hause

Preisliste 52 La

SIEMENS & HALSKE AG

Berlin N.W. Luisenstrasse 58/59

Technische Büros in allen größeren Städten

Digitized by Google

Was und wo kaufe ich am besten?

Bezugsquellen-Nachweis für jedermann

Bücher der Frau
Ausführliches Verzeichnis kostenlos von der **Union Deutsche Verlagsgesellschaft in Stuttgart**

Federpelzkragen
Straußenfedern, Reiher
Hut-, Ball- und Vasenblumen
Das Beste darin hat immer
HESSE, DRESDEN, Scheffelstr.

Das Buch vom gesunden und kranken Menschen
Von Dr. C. E. BOCK
Neue (18.) vollständig umgearb. Auflage

HALALI-HÜTE
Niederlagen in allen Städten
Halali-Compagnie m. b. H.,
Frankfurt a. Main 7, Moselstr. 4

Ein Griff, und die Antwort
auf unzählige Fragen des täglichen Lebens gibt
Kürschners Taschen-Konversations-Lexikon

LICHT UND KRAFT
Ein Lehr- und Handbuch der Elektrizität zum Selbstunterricht und zur Aufklärung für jedermann.
Von **Th. Schwartze** und **E. Welter**
21. Auflage. Mit 556 Abbildungen.

Faltboote in altbekannter Güte
liefern seit 17 Jahren
Klepper-Faltboot-Werke G.m.b.H.
Rosenheim 57 (Bayern)

Werkbuch fürs Haus
Eine Anleitung zur Handfertigkeit für Bastler. Von **Eberhard Schnetzler.** Mit 409 Abbildung. Praktisch gebunden.

WALD-HÄNGESITZ

D. R. P. / D. R. G. M. 797 352

Einfach ideal

Leicht zu tragen, da zusammengerollt nur 10×24 cm bei solidester, dauerhafter Ausführung für schwerste Personen

Vertrieb:
William Thalwitzer
Leipzig
Johannisplatz 13

Händler gesucht
Verkaufsstellen fast überall
sonst Lieferung direkt

Digitized by Google

Digitized by Google

Zu dem Aufsatz „Das Werden und Vergehen der Alpenseen“. (S. 68)

In schwerem Sturm auf dem Chiemsee.

Nach einem Gemälde von Professor Karl Raupp.

Digitized by Google

Bibliothek der Unterhaltung und des Wissens

Mit Originalbeiträgen von hervorragenden Schriftstellern und Gelehrten sowie zahlreichen Illustrationen

12. Band
Jahrgang 1923

Union Deutsche Verlagsgesellschaft
Stuttgart / Berlin / Leipzig / Wien

Digitized by Google

Druck und Copyright der Union Deutsche Verlagsgesellschaft
in Stuttgart

Digitized by Google

83ϕ.8
B47
1923:12

Inhaltsverzeichnis

Die Wahrsagerin / Erzählung von Jakob Schaffner 7

Die Nichte des Andrea / Roman von Alexandra von Bosse / Fortsetzung . . . 29

Das Werden und Vergehen der Alpenseen / Von Gallus Hunold / Mit 17 Bildern 68

Der Ku-Klux-Klan und andere Geheimbünde / Von Otfried Imhoff / Mit 3 Bildern 98

Aus der Welt des dem bloßen Auge Unsichtbaren / Von Dr. Otto Gruner Mit 9 Bildern 113

Eigenartige Gaben der Pflanzenwelt Von Dr. Johannes Bergner / Mit 16 Bildern 136

Ein verhängnisvoller Abend / Humoreske von Peter Nuß 157

Unserer Jugend Licht, Luft und Sonne Von Dr. Ernst Norts 163

Digitized by Google

Mannigfaltiges

Eine gefürchtete Naturerscheinung 179
Eine absonderliche Weise, Kaffee zu genießen 180
Ein neues Hausmittel: das elektrische Hauslichtbad / Mit 3 Bildern 182
Der Schein trügt 185
Aus der vierten Dimension 186
Ein seltsamer Fall 187
Der Not muß man sich fügen 188
Die geprellten Straßenräuber 189
Kindlicher Einfall 191
Nicht auf den Mund gefallen 191
Zur Beachtung für die Preisträger unseres ersten und zweiten Preisrätsels 192
Auflösungen der Rätsel des 11. Bandes . 192

Rätsel

Scharade 28. Silbenrätsel 28. Bilderrätsel 67. Rösselsprung 97. Dreisilbiges Rätsel 112. Logogriph 112. Zerlegaufgabe 156. Kombinationsaufgabe 178.

Digitized by Google

Die Wahrsagerin

Erzählung von Jakob Schaffner

Der Schreinergeselle Peter Schäublin aus Böckten im Kanton Baselland, dem sogenannten Baselbiet, faßte den Gedanken, zu seiner Ausbildung nach Zürich zu gehen; er wollte ein braver und tüchtiger Möbelmacher werden, der seinen Schrank zu bauen verstand. Als er schon vier Wochen in dieser schweizerischen Metropole lebte, mußte er im Auftrage seines neuen Meisters mit der Straßenbahn nach einer anderen Stadtgegend fahren, um messingene Beschläge einzukaufen; und weil die Arbeit eilte, machte er den Rückweg ebenfalls in einem elektrischen Wagen. In der Bahnhofstraße nun, als der Führer auf einer Haltestelle zu früh wieder anfuhr, bemerkte man eine hübsche Dame, die zur Wagentür wollte, durch die Wirkung des plötzlichen Ruckes den Stand verlor und dem kleinen Handwerksgesellen seitwärts an die Brust fiel; Peter hätte eine kleine unschuldige Freude davon haben können, aber bei der Gelegenheit verletzte sie ihn mit ihrer zufällig hervorstehenden Hutnadel am Auge. Die so betroffene Elegantin, durch Peters leise klagenden Schmerzensruf und die Sensation unter den mitfahrenden Herren aufmerksam gemacht, erkannte jedoch nur eben das Mißgeschick, als sie sich schon des Verletzten annahm, die Glockenleine zog und entschlossen ein leer vorüberfahrendes Privatauto anrief. In der dritten Minute nach dem Unfall befand sie sich mit Peter nach einer Augenklinik unterwegs, die man ihr genannt hatte; sie hielt sich nur vorübergehend als Gast des Stadttheaters in Zürich auf, und war eine bekannte und beliebte deutsche Sängerin.

Digitized by Google

In der Klinik machte man zuerst verwunderte Gesichter, das Weltkind mit dem pockennarbigen Schweizerknaben anfahren zu sehen; aber dann wandte sich schnell die Aufmerksamkeit nach diesem, als der berechtigten Hauptperson. Dem Auge war durch alle Gemütstüchtigkeit nicht mehr zu helfen; der Arzt erklärte es nach kurzer Untersuchung für verloren. Dagegen erlebte der kleine Schreinergeselle, daß ihm die große Dame mit ihrer welterfahrenen und verwöhnten weißen Hand über die tränennasse Wange strich und ihm Mut zusprach. Außerdem verpfändete sie ihm ihre drei Abendgagen am Theater und hinterlegte eine runde Summe für Pflegekosten in der Klinik. Am Abend sang sie so siegreich und spielte so berückend wie immer, und außerdem brachte ihr die anständige Handlungsweise an dem kleinen Schreiner, die sich rasch herumgesprochen hatte, eine Extrahuldigung ein.

Nach drei Wochen verließ Peter Schäublin die Klinik, um ein Auge ärmer und um einige tausend Franken reicher. Außerdem war er in die schöne Sängerin verliebt und fühlte sich über alle Schreinergesellen der Welt bedeutsam herausgehoben. Sein erster Gang war nicht zu seinem Meister, sondern nach der Haltestelle, an der sich das glückhafte Unglück zugetragen hatte. Dort stand er lange, dachte an die deutsche Schönheit und suchte sie sich vorzustellen, während sein lebendiges braunes Auge einem elektrischen Wagen nach dem anderen träumerisch folgte. Aber immer erblickte er auf den Plattformen nur einen schwarzen Federhut mit großen, stolzgebogenen Straußenfedern und einen langen schwarzen Samtmantel, der oben mit braunem Pelz besetzt war; das Gesicht schien aus aller Pracht wie herausgestohlen. Traurig wandte sich Peter ab und kam sich jetzt zum

Digitized by Google

erstenmal wirklich beschädigt vor; er glaubte, daß die Erinnerung just im anderen Auge aufbewahrt sei, das man ihm herausgenommen hatte. Aber dann dachte er daran, daß er dafür ein kunstvolles Glasauge besaß, welches niemand von einem wirklichen unterscheiden konnte, und das machte ihn stolz.

Da die Sachen nun einmal so bei ihm standen, konnte er nicht in die Werkstatt seines bisherigen Meisters zurückkehren, um seine unterbrochene Ausbildung fortzusetzen, und weil er sich ebensowenig zu denken vermochte, was er sonst anfangen sollte, beschloß er, vorderhand einmal in die Welt hinauszureisen; irgendwo würde ihm schon eine Idee begegnen. Vorher stellte er sich bei einer Wahrsagerin ein, um zu erfahren, wie es ihm ungefähr gehen werde. Diese Weise trieb zurzeit ein halb wissenschaftliches Wesen als Medium in einer Meßbude, in die man durch Bezahlung von vierzig Rappen Zutritt erlangte. Zuerst fand eine allgemeine Vorstellung statt, in deren Verlauf das Phänomen des zwanzigsten Jahrhunderts, eine müde, blasse Frau, mit verbundenen Augen Namen, Besitztümer, Gedanken und Eigenschaften von anwesenden Leuten aussprach. Es war der bekannte telepathische Vorgang, aber Peter Schäublin kam er zauberhaft vor. Vollends als er selber aufgefordert wurde und dem Budenbesitzer, einem dicken, heftigen alten Kerl, sein Glasauge zeigte, lächelnd und mit hochroten Backen, vergaß er seine ganze profane Umgebung. Die blasse Frau erriet auch diesen ungewöhnlichen Gegenstand, zwar mit einiger Mühe, aber endlich doch richtig. Nun konnte er es kaum erwarten, bis die Vorstellung zu Ende war und er über das Podium hinweg in die Privatkammer treten durfte.

Dort hörte er von der Frau, die nun den Schlucken

Digitized by Google

hatte, was man regelmäßig in diesen Umständen zu hören bekommt, und es erschien ihm alles nur immer sonderbarer, lockender und unbegreiflicher. Er fragte, wie es aber denn mit der Dame beschaffen sei, die ihm zum Glasauge verholfen habe, und erhielt den Bescheid, daß sie noch sehr unglücklich werden müsse. Daran anschließend erkundigte sich die Frau, wie es bei diesem Verlust zugegangen sei, und er erzählte ihr die ganze Sache voll Stolz und Genuß. „Ich hoffe aber doch, daß es der Opernsängerin nicht gar zu lang schlecht gehen wird," sagte er. „Es wäre unrecht, mein Seel; sie hat sich nobel benommen; das stand in allen Zeitungen." Die Frau erwiderte: „Wissen Sie nicht, daß die Schlechten das Glück allein haben? Wenn die Dame so schön an Ihnen gehandelt hat, so wird sie ganz bestimmt vom Unglück heimgesucht werden, so sicher wie der naß wird, der im Regen geht."

In diesem Augenblick schrie der dicke alte Kerl nach der Wahrsagerin. „Kassandra, arbeiten; das Zelt ist voll!" Sie senkte flüchtig die Augen. Es schien Schäublin, daß sie müde sei und am liebsten sitzen bleiben und ein wenig plaudern möchte. Dazu kam ihm vor, als ob sie einen Gram habe und ihn nur nicht merken lassen wolle, weil sie als Frau vor einem jungen Grünspecht stolz sein mußte. Endlich wandte sie ihm wieder das Gesicht zu und sagte: „Bleiben Sie noch hier; wollen Sie? Ich komme bald zurück." — „Ja, gern," antwortete Schäublin gutmütig. „Aber wenn Sie wieder einen Kerl mitbringen, der geweissagt haben will?" Sie stand auf. „Das geschieht nicht so oft," sprach sie lächelnd und verschwand durch die Portiere, während der alte Hitzkopf im Gang polterte und wieder zu schreien anfing.

Peter Schäublin war vierundzwanzig Jahre alt. Die

Digitized by Google

Pockennarben bedeckten sein ganzes treuherziges Gesicht und gaben ihm jenes erfahrene und gründliche Ansehen, das die Pockennarbigen immer haben. Er sah sich mit seinem lebendigen Auge in der Kammer um und suchte darin die wahre Existenz der blassen, mutlosen Frau. In der Kammer war eine dicke und stockige Luft, weil nirgends eine Öffnung hinausging; man konnte sie nur auf dem Weg über das Podium verlassen. Ein kleiner Rohrtisch und zwei eiserne Gartenstühle machten das ganze Mobiliar darin aus. Auf dem Tisch lag ein Spiel französischer Karten. An einem Haken hingen die Straßenkleider der Wahrsagerin und ein Kopftuch, sowie der steife Hut des Alten. Peter hörte ihn in der Bude schreien: „Medium, wieviel Augen hat die Dame geworfen? Beeile dich; die Herrschaften wollen sehen und hören; sie haben ihre Zeit nicht zum Verlieren. Du kannst heute nacht wieder schlafen." Peter ärgerte sich über den zornmütigen grauen Lümmel und wünschte ihm einen Possen spielen zu können. Darauf wurde geklatscht. Nach zwei Minuten trat die Wahrsagerin wieder in die Kammer. Sie ließ sich wie verwirrt auf dem zweiten Gartenstuhl nieder; ihr Blick war leer, ihr Kopf vollständig ohne Gedanken. Sie stützte das Kinn auf eine Hand und sah mit einem verwüsteten und halb verwunderten Gesichtsausdruck nach dem steifen schwarzen Hut am Haken. Dann erschien in ihren Zügen ein schmerzlich zweifelndes Lächeln, von dem ihre Augen nichts wußten; zugleich bekam sie, wie nach jeder Vorstellung, den Schlucken.

Der Baselbieter hielt dies erbärmliche Spiel nicht länger aus. „Frau Kassandra," sagte er hingenommen, „mir kann man alles sagen. Ich habe auch mein Teil durchgemacht. Und wenn ich wie ein dummer junger Hund aussehe, so kommt es nur davon her, weil mir die

Digitized by Google

Blattern den Bart zerstört haben. Warum machen Sie dem alten Poltrian den Pudel? Sind Sie seine Frau?"

Sie wandte den stillen Kopf nach ihm und schien sich zu besinnen. „Ich bin seine Tochter," erwiderte sie mechanisch und blickte ihn neugierig an.

„Dann laufen Sie ihm doch einfach draus," schlug er vor. „Sie sind wahrhaftig volljährig; er kann Sie an keinem Zipfelchen halten."

Kassandra wurde aufmerksam. „Das ist nicht leicht," erwiderte sie belehrend. „Ich bin seine Profession."

„Was sind Sie?" fragte der Schreiner.

„Sein Geschäft. Ich bin krank und nervös und sollte operiert werden, weil ich ein Leiden habe. Aber es kostete etwa sechs Wochen, bis ich wieder arbeiten dürfte, und er will nur Geld verdienen mit mir. Wenn er mich ruiniert hat, setzt er mich auf die Straße. Ich kann viel mehr, als er ahnt; aber ich behalte es geheim, sonst bin ich in einem Monat schon fertig. Was ich Ihnen vorhin wahrsagte, ist alles Dummheit. Nach der nächsten Vorstellung will ich Ihnen richtig Ihr ganzes Leben darlegen, daß Sie sich wundern sollen. Mir selber ist prophezeit, daß mein Unglück nicht mehr lange dauern wird; wahrscheinlich sterbe ich bald. Manchmal habe ich Schmerzen, während ich den Leuten wahrsage. Dann geht es langsam und er schimpft mich vor dem Publikum."

Peter blinzelte erkenntnisreich. „Haben Sie jetzt auch Schmerzen?" fragte er, und sein rundes pockennarbiges Gesicht sah sie teilnehmend an.

„Ja," gestand sie betreten. „Warum fragen Sie."

„Einfach. Er schimpfte vorhin," erwiderte er.

„Ach so," machte sie erleichtert und lachte leise. „Ich dachte schon, ich hätte Gesichter geschnitten."

Digitized by Google

„Es dauert diesmal länger, bis Sie gerufen werden," stellte Peter, der auf alles achtete, fest.

„Ja, es regnet nicht mehr," gab sie zur Antwort; „der plötzliche Regen trieb die Leute in die Buden." Aber gleich darauf polterte es wieder im Gang und der Alte schrie: „Kassandra, arbeiten. Das Zelt ist voll." Sie nickte dem Schreiner zu und ging.

Als sie wieder kam, hatte sich Peter um einige Schreinerzoll gestreckt. Während nämlich drinnen der Alte immer weiter schrie und die arme Frau mit Worten und mit der Stimme peitschte, war ihm ganz einfach eingefallen, wie ihr zu helfen sei. Diesmal brachte sie Tränen in den Augen aus der Vorstellung zurück; aber bei Peter erkannte man nun sehr deutlich, was Glas und was gewachsen war; das Gewachsene überblitzte das Glas wie Kristall einen Kieselstein. Er wartete kaum, bis sie sich unter der lumpigen Portiere hindurch gebückt hatte; da stand er schon auf seinen Baselbieterfüßen vor ihr.

„Ich will Ihnen etwas sagen, Frau Kassandra," erklärte er in ihre Tränen hinein und ergrimmte darüber: „Hier sind wir nicht in Preußen oder in Rußland, sondern in der Schweiz. Da ist der Mensch frei. Sie kommen aus Deutschland und sind es nicht gewöhnt. Ziehen Sie Ihre Fastnacht aus, die Sie anhaben, und legen Sie das richtige Kleid an, das am Nagel hängt. Besinnen Sie sich nicht lang; nachher gucken wir weiter. Die Opernsängerin hat mich ausgestattet; so kann ich auch einer Wahrsagerin ein bißchen helfen. Ich kehre mich jetzt um und zähle auf hundert; dann müssen Sie angezogen sein. Eins — zwei —"

Die überraschte Frau wollte Einwendungen machen, aber er hörte sie nicht an, sondern zählte gemessen und fest: „Drei — vier — fünf." Ihr schwindelte vor Ver-

Digitized by Google

wunderung über den kleinen Schweizerknaben, der eine so große Haltung einzunehmen verstand, sowie vor Schreck angesichts des Glückes, das er ihr zu bereiten entschlossen schien. Sie griff sich fragend an den Kopf, ob auch sie, Kassandra, das Phänomen des zwanzigsten Jahrhunderts, diese Geschichte wirklich erlebe, bejahte die Frage und lachte wieder. Wenn Peter gesehen hätte, wie hübsch und jung sie dabei drein blickte, so hätte er sich sicher verzählt; aber er hielt sich die Augen zu, aus Gewohnheit auch das gläserne, und numerierte ohne Wank weiter: „Neun — zehn — elf." Da riß sie sich mit fliegenden Händen das Fähnchen vom Leib, warf ihr Straßenkleid über, schlüpfte in ihre Lederschuhe, und ehe Peter bis hundert gekommen war, legte sie eine ihrer mageren Prophetinnenhände auf seine linke Schulter und nickte ihm aus dem schwarzen Kopftuch mit leichtgeröteten Wangen zu. Er guckte sie erstaunt an und vergaß weiterzu zählen. Dann freute er sich, nahm seinen Hut vom Tisch und sagte lachend: „Also fort mit Schaden."

Es kam genau so, wie Schäublin voraussagte; der alte Sklavenhalter konnte gegen den Willen einer mündigen Person nichts ausrichten. Es gab einen Tumult in der Bude, in dessen Verlauf Peter dem dicken Halunken, dem Publikum und der Polizei den Sachverhalt klar machte. Die Polizei bestätigte Peters Auffassung von der Freiheit des Menschen in der Schweiz, und alle Schweizer freuten sich über die erregten Proteste des tschechischen oder polnischen Ehrenmannes. Der Baselbieter schritt mit schiefgerücktem Hütchen hinter der blassen Frau her an der Kasse vorbei ins Freie. Soviel Manns war er sein ganzes Leben noch nicht gewesen. Die Empfindungen seiner gesunden Brust gefielen ihm außerordentlich gut.

Digitized by Google

Sein gewachsenes Auge blitzte unternehmend in den Züricherischen Tag hinein, aber das gläserne glinzte traurig und zänkisch vor sich hin. Sobald man aus dem Gedränge heraus war, rief er, wie damals die Sängerin, ein Automobil an, zwar nur eine Droschke, aber es ging auch damit sehr rasch. Voll Stolz fuhr er die fremde Frau zur Augenklinik, in der er gelegen hatte, und es machte ihm nichts, daß er dort ausgelacht und zu einer anderen Adresse geschickt wurde.

Die Operation ging glücklich vorüber; die Rekonvaleszenz brachte keine jener gefürchteten Überraschungen. Nach drei Wochen verließ Kassandra das Spital, um nach dem Rat des Chirurgen sich in einer Sommerfrische völlig zu erholen. Schäublin bezahlte die Rechnung und fuhr mit der verehrten Frau nach Churwalden in Graubünden. Dort nahm er im Hotel Krone Quartier. Er bewegte sich trotzig und geringschätzig zwischen Engländern, Franzosen und Deutschen, führte die noch recht zarte Genesende auf ihren kleinen Spaziergängen, hütete ihren Schlummer, wenn sie auf einem Liegestuhl im Garten ruhte, und verliebte sich bis über die großen Ohren in ihr wiedererwachendes Frauenleben, das auf ihren Wangen freundlich kam und ging und schon ziemlich unverhohlen aus ihren blauen Augen leuchtete. Nur selten unternahm er einen Ausflug auf eigene Rechnung ohne sie, und dann rannte er so wütend die Berge hinauf und herunter, daß er immer zwei Tage nachher Herzstiche und wunde Zehen hatte.

Eines Nachmittags kam er von einer solchen Gewaltstour verbrannt und halb verdurstet zurück und fand einen fremden Menschen bei seiner Kassandra stehen, einen eleganten Herrn mit schwarzen, ölglänzenden Haaren, schweren Augendeckeln, bleichen, frauenhaften Zügen

Digitized by Google

und knallroten Lippen. Kassandra stellte ihn Peter mit schüchternem Lächeln vor: „Carlo Bomelli aus Italien," und sagte dazu, daß er sich für ihr Fach interessiere und selber schon viel darin gearbeitet habe. „So," erwiderte Peter, sonst nichts. Sein gewachsenes Auge funkelte den Italiener herausfordernd an. Der Mensch erfüllte ihn auf den ersten Blick mit einem unabweislichen Verdacht, und ein urwüchsiges Leid um Kassandra erschütterte ihn auf dem Platz bis in die Knochen hinein. Später kam seine sonderbare Seele, welche die reine Natur war, zu Einsichten. „Der Lump ist für die noble Schurkerei begeistert," schoß es ihm hellseherisch durch den Kopf, und er trauerte heftig darüber, daß die Hellseherin selber hier ein Brett vor den Augen zu haben schien. Aber dann beschloß er, nicht zornig zu sein, sondern mit seinem einzigen Auge doppelt aufzupassen. Er tat es und erlebte wenig Freude davon, denn er sah deutlich, wie sie nach dem Italiener ausblickte, wenn er nicht neben ihr saß, und mit was für Augen sie an seinem gewichsten Schnurrwisch hing, wenn er mit ihr über die Geister redete. Zwar erkannte er richtig, daß das neue Licht darin viel weniger irdisch verliebt, als überirdisch gebannt flackerte, aber er blieb insofern doch im Recht, daß es ihm geradeso zuwider war, sie an den geölten Schwätzer zu verlieren wie an die bleichen Gespenster. Endlich gestand er sich's zu, daß es keine Besserung gebe, bevor entweder der noble Feind von ihr oder sie von ihm entfernt sei.

Um mit allen Fragen auf einen Schlag aufzuräumen, erklärte er eines Tages Kassandra, während der Italiener mit Bergstock und Tirolerhütchen auf eine Damenalp hinaufkletterte, daß es jetzt seiner Meinung nach Zeit werde, das Quartier in Churwalden aufzugeben und, wie der Arzt es verschrieben habe, noch einige hundert

Digitized by Google

Meter höher zu steigen. Er habe da einen sehr schönen Platz ausgefragt, den er aber noch nicht verrate; er wolle sie damit überraschen. Ob es ihr recht sei, in drei Tagen den Ort zu räumen? Er erwartete, sie werde Einwände machen; doch zu seiner großen Zufriedenheit stimmte sie seinem Vorschlag augenblicklich zu und schien darüber sogar erleichtert und irgendwie besonders erfreut zu sein. Sie spürte seine Eifersucht und noch etwas tiefer seine treue Liebe in der Anordnung, und die rührte sie.

So kündigte er beim Portier die Zimmer, kaufte Andenken, und am letzten Tag war er seiner guten Sache so sicher, daß er die lange ersehnte und immer verschobene Partie auf das Parpaner Rothorn ausführte. Er bekam einen prachtvollen Ausblick. Am Himmel ging gerade so viel einzelnes Gewölk, um die umfaßbare Höhe über der ganz klaren Bergwelt räumlich und begreiflich zu machen, und diese selbst durch jene bekannten und lieben Erscheinungen mit seiner jungen Seele in Verbindung zu bringen. Obwohl er nur ein Baselbieter war, jodelte er aus vollem Hals und lobte Gott für die schöne Welt, die er erschaffen hatte. Aber als er wieder ins Hotel kam, mußte er hören, daß seine Kassandra inzwischen mit dem Italiener abgereist sei. Der Portier überreichte ihm ein Briefchen von ihrer Hand.

Sie schrieb mit steilen, etwas geisterhaften Buchstaben: „Lieber Freund, verzeihen Sie einer armen Besessenen, daß sie so ohne Abschied von Ihnen fliehen muß; Sie haben Besseres um mich verdient. Aber wie soll ich Abschied von Ihnen nehmen! Alles, was meine Kunst und die Geister mir übrig gelassen haben, gehört Ihnen. Ich liebe Sie, weil Sie gut sind. Aber ich habe den Befehl erhalten, Sie zu verlassen. Warum durfte ich nicht länger bei Ihnen bleiben? Hier war ich glücklich. Sie schenkten

Digitized by Google

mir die schönste Zeit meines Lebens. Haben Sie tausendfachen Dank für alles Gute. Und wenn Sie, wie ich fest glaube, so unschuldig sind, wie Sie mir scheinen, dann muß (das folgende war unterstrichen) das Bewußtsein Sie heben und trösten, daß ich immer an Sie denken werde, als den edelsten und liebsten Menschen auf der Erde. Ich weiß auch, daß Sie den Herrn hassen, mit dem ich in die Welt hinausgehe. Vielleicht wird er mich mißbrauchen, wie jener andere Mann, der nicht mein Vater war — ich mache Ihnen dies Geständnis zum Zeichen meiner fortdauernden Freundschaft —, mich mißbraucht hat; aber ich m u ß ihm folgen. Verstehen Sie das? Er wird mein Impresario sein. Mein Talent ist jetzt vollständig rein und frei. Aber immer bin und bleibe ich Ihre dankbare Kassandra. NB. Es droht Ihnen ein Unglück durch Hosenträger. Suchen Sie sich zu schützen; oft können wir uns einem Geschick durch Klugheit entziehen. Tragen Sie jedenfalls keine solchen Hilfsmittel, sondern Gürtel. Was wäre ich ohne Sie. K."

Peter merkte wohl, daß der Brief in großer Erregung verfaßt war und daß Kassandra dabei geweint hatte. Er wußte auch, oder glaubte zu wissen, daß ein Dutzend Worte von ihm imstande gewesen wären, sie völlig zu beruhigen und ihre Tränen zu trocknen; er traute sich nicht mehr wenig zu. Aber jetzt war der Italiener Meister geworden und Kassandra fort. Nachdem er das gründlich eingesehen hatte, packte er seine Siebensachen und verschwand aus der Gegend. Er suchte sich in den Menschen zurückzuverwandeln, der er vor Kassandras Dazwischenkunft gewesen war, und trat die große Reise an, die er damals im Sinn gehabt hatte.

Zuerst fuhr er nach Basel, sah den Rhein und das Münster und besuchte den Zoologischen Garten. Dann

Digitized by Google

kaufte er eine Fahrkarte nach Straßburg, wo er vierzehn Tage blieb, obwohl er sich fortgesetzt langweilte und Sehnsucht litt; die Sehnsucht zog ihn so schmerzlich rückwärts, daß er zunächst nicht weiter vorwärts konnte. Aber darauf tauchte er plötzlich in Köln auf und ließ sein gewachsenes Auge den schönen Dom hinanfliegen. Er bemerkte zufrieden, daß man ihm überall mit Sympathie entgegenkam, und verbesserte seine Haltung. Später erschien er in Aachen, Hamburg, Berlin, München, Wien und Budapest, immer anschauend, rückwärts gezogen und innerlich ratlos. In Belgrad gab er seine letzte Krone aus, ohne sich dadurch nötigen zu lassen, seine frühere Lebensart wieder aufzunehmen. Er wollte lieber ein fahrender Handwerksbursch und Vagabund werden, als wieder wie ehedem unbedeutend und ganz ohne Verklärung irgendeinem gleichgültigen Meister für Geld Bretter hobeln.

Jedoch glücklich machte ihn auch das Landstreicherleben nicht. Wenn er den Schmerz um Kassandra scheinbar zu verwinden anfing, so wich dieser nur, um dem anderen über eine verdorbene und mißratene Existenz Platz zu machen. Sah er in einem städtischen Schaufenster seine verlumpte und herabgekommene Gestalt vorbeischleichen und erinnerte sich daran, wie gut er sich früher trotz seiner Pockennarben immer darin gefallen hatte, so faßte ihn eine bodenlose Trauer und Wut, und als er nur einmal eingesehen hatte, daß der Vorfall mit der deutschen Sängerin auf dem Straßenbahnwagen den Angelpunkt seines Unglücks darstellte, begann er diese zu lästern und zu verfluchen und wünschte, daß ihr Kassandras Prophezeiung recht kräftig in Erfüllung gehen möge. Aber nun trat plötzlich zu seiner Verwunderung dasselbe Gesicht, das ihm früher auf keine Weise erscheinen wollte,

Digitized by Google

stolz und ruhig vor sein übrig gebliebenes Auge, um ihn aus seiner unreinen Wut in die Reue und Scham zu werfen und ihm seine hoffnungslose Niedrigkeit zu weisen.

In einer solchen verzagten Stunde erinnerte er sich der seltsamen Warnung Kassandras vor den Hosenträgern, und es wurde ihm klar, daß sie in einer Beziehung zu seinem Ende stand. „Denn mit Hosenträgern kann man sich aufhängen," dachte er, und sah den Einfall lange Zeit fest und aufmerksam an. Er sagte sich, daß sie die Möglichkeit vorausgesehen habe, und erkannte ohne Widerrede einen Schicksalsspruch darin! „Wenn die Zeit kommt, hänge ich mich an meinem Hosenträger auf." An einem Wintertag im Januar machte der arme Bursche, dem Hunger, Kälte, Jammer und Läuse vereint zusetzten, einen ernsthaften Versuch, den Spruch auszuführen. Er stand schon hemdärmlig mit dem Hosenträger um den Hals unter einem Bäumchen im Wald, da trat ein neuer Mensch in seinen Weg und gab diesem, zum viertenmal, eine andere Richtung. Es war ein mittelgroßer Herr in den dreißiger Jahren, an dessen selbstgefälligem rotwangigen Gesicht ein gekräuselter brauner Backenbart wie angeklebt hing und ihm eine gewisse Ähnlichkeit mit gemalten preußischen Freiheitshelden verlieh. Er tauchte unbefangen neben Peter auf, betrachtete durch seine Lorgnette interessiert dessen Todesvorbereitungen, besah diesen selber, und richtete endlich das Wort an ihn.

„Sofern nur Hunger und Ungeziefer die Ursache Ihrer tristen Absicht sind, werter Herr," ließ er sich vernehmen, „so könnte ich Ihnen eine einträglichere Verwendung Ihres schätzbaren Daseins vorschlagen. Sind Sie sonst gesund?"

Unsere seltsamsten Zustände sind unsere glaubhaftesten

Digitized by Google

Erlebnisse. Peter fand den ganzen gespreizten Kerl selbstverständlich. Er ließ, kaum etwas verwundert, die Hände sinken, und weil ihm in Wahrheit sein Leben immer noch lieber war, als sein Tod, gab er Antwort. „Ja, Herr, gesund bin ich. Womit kann ich dienen?"

Es begann zu schneien; der Fremde klappte die Lorgnette zu und spannte seinen Schirm auf. Die Bäume standen kahl und winterlich um ihn herum. „Haben Sie die Güte, Ihren Rock wieder anzuziehen," erwiderte er gehalten. „Es hört sich frierenderweise nicht aufmerksam zu. Wenn Sie mit mir arbeiten wollen, werde ich Sie binnen zwei Stunden neu einkleiden. Ich bin ein Künstler. Ich schleudere kupferne Messer mit unfehlbarer Sicherheit. Sie brauchen nur jeden Abend fünf Minuten an einer Wand zu stehen, die ich um Sie her mit Dolchen spicke; sonst sind Sie ein freier Mann und haben auskömmlich zu leben. Mein bisheriger Kompagnon fängt mit seinem ersparten Geld eine Handlung an."

So wurde Peter nun auf eine ganz andere Weise das Ziel von Messern, während gleichzeitig mit dem Wiedereintreten seines Wohlbefindens die moralischen Dolche aus seinem Fleisch zurückwichen, und er an seinem neuen Beruf vor den Augen eines schaulustigen Publikums innere Fassung gewann. Seine ausgehöhlten Backen füllten sich mit Blut und rundeten sich auf, und wie er seinen Herzschlag an die fliegenden Messer vor seinem Gesicht gewöhnte und zu blinzeln aufhörte, begann er desto interessierter wieder nach dem Leben zu blinzeln, von dem er so lange ausgeschlossen gewesen war, um damit frische Fühlung zu nehmen. Er machte Späßchen mit den Chansonetten, kniff die Dienerinnen in die Wangen, wenn sie jung waren, und bewies jetzt in seinem Umgang alles in allem eine nette, liebenswürdige Ver-

Digitized by Google

dorbenheit. Diese war während der Zeiten seines Elends wie Wasser zwischen Steine in seine Seele gesickert; die Liebenswürdigkeit aber flog ihm von allen Seiten aus den Kulissen und Ankleideräumen zu. Er war nun ein anderer Peter Schäublin, als der einst ein Auge an die deutsche Sängerin und das ganze Herz an die Wahrsagerin verloren hatte. Er wußte, wie der helle Tag und wie die wilde Nacht aussieht. Weil er weder hier noch dort auf seine Rechnung meinte gekommen zu sein, bekannte er sich mit halbbewußter Gemeinheit zum Zwischenlicht, als ein gefallener Mann, den er jetzt vorstellte.

Peter hatte alle weise Überlegung so gründlich verabschiedet, daß er dem Boden, auf dem er stand, genug Festigkeit zutraute, um ein bürgerliches Glück darauf bauen zu können. Er verband sich ein kleines Wiener Mädchen, an dem alles rund war, und das ihm wie eine lustige Strumpfkugel ins Gesichtsfeld und sofort zwischen die Trümmer seines Herzens hineinrollte. Diese seine dritte Frau lernte er kennen als die Zofe einer berühmten Tänzerin. Sie sofort poussieren, sich in ihre behaglichen Reize verlieben, das Persönchen verführen und seiner Herrin abspannen war das Werk von zwei kurzen Wochen, und er tat sich nicht wenig zugut auf den Streich. Er kam sich jetzt künstlermäßig vor, aber er liebte wie ein gefühlvoller Hamster, tänzelte und spreizte sich wie sein Herr, und tat alles, was er von jenem sah und hörte; er versuchte ihm mit seinem tiefen Baselbieterrachen sogar das gezierte und schwebende Hochdeutsch nachzusprechen.

In seltenen Stunden brach bei ihm seine treuherzige angestammte Natur durch, und trieb seine handwerkerliche Gemütstüchtigkeit plötzlich irgendeinen völlig grund- und nutzlosen Existenzbeweis an den Tag hervor. Aber spielerisch, wie er sich seine dritte Frau ausgesucht hatte,

Digitized by Google

nahm sie solche Gelegenheiten als Kegelstände, zwischen die sie mit ihrer putzigen Wienerkugel hineinfahren konnte; und da er sich dann selber der unartistischen Regung schämte, verleugnete er sich und lachte mit seiner Frau. Am meisten Unfug trieben sie mit ihren natürlichen Hoffnungen. Die kleine Frau führte große Komödien auf von dem Kindchen, das sie aus Liebe zum Wohlergehen vom Leben ausschloß, und nach welchem sich Peter im Grund sehnte, trotzdem er verdorben genug war, ihre Verdörbenheit mitzumachen. Bei solchen Anlässen mußte er sich aufs Hotelsofa legen und Säugling spielen. Sie nahm seinen Kopf auf den Schoß, streichelte und prügelte ihn abwechselnd, gab ihm die Brust und trieb in aller Nettigkeit ein ziemlich entartetes Wesen mit ihm und ihrer beiden Zukunft. Nachher waren sie schwermütig und gingen ins Café, wo sie die illustrierten Zeitschriften lasen und sich wieder als Künstlersleute fühlten. Dabei ereignete sich fortlaufend das Merkwürdige, daß die kleine Verderbnis ihrem Mann treu blieb und mit anderen Herren auch nicht einmal mehr kokettierte. Dies Wunder bewirkte der gesunde Schweizer Faden an ihm, der ihn anders und in ihren Augen wertvoller machte, als alles, was sie sonst von Mann kannte.

An Kassandra dachte Peter nicht mehr oft, seiner Frau gegenüber sprach er nur in allgemeinen renommistischen Ausdrücken von seinem Abenteuer. In Leipzig wurde er jedoch unerwartet an sie erinnert und zugleich, das konnte auf die Dauer nicht ausbleiben, durch den Vergleich mit jener schönen und phantasievollen Zeit auf seine gegenwärtige flache Verkommenheit hingewiesen. Eines Nachmittags im Kaffeehaus, als bereits der Aufenthalt seines Herrn in jener Stadt dem Ende zuging, las er das nachfolgende Halbmonatsprogramm, und entdeckte

Digitized by Google

unter den Namen, die er zum großen Teil nun schon kannte, plötzlich auch den seiner blassen Freundin Kassandra, mit dem neuen Zunamen: Die Seherin von Saloniki.

Diese Begegnung gab seinem Glück einen Stoß. Augenblicks schien ihm alles öde und widerlich, was er gegenwärtig trieb, und nur als eine letzte und widerrechtlich in die Länge gezogene Station vor seinem unausbleiblichen Untergang. Er wurde wortkarg und spielunlustig, und seine kleine Geliebte beschwerte sich über ihn. Am dritten Tag dieses neuen Zustandes, als Peter im Café das Inserat mit dem geliebten Namen wieder und wieder las, begann sie mitten unter allen Leuten zu weinen vor Verlassenheit und Langweile.

Aber Peter faßte den festen Entschluß, Kassandra wiederzusehen, mochte daraus folgen, was wollte. Er fühlte tief die Notwendigkeit, noch einmal einen Blick in sein besseres Selbst, das sie in ihrem Sein darstellte, zu tun, und noch einmal mit ihr auf dem gleichen Fleck Erde zu stehen. Nachher konnte ihn diese verschlucken oder der Himmel ihn totschlagen. Das Wahrscheinlichste schien ihm, daß er dann die Prophezeiung vom Hosenträger wahrmachte, und er hoffte schmerzlich, dazu noch gut genug zu sein. Zu seiner kleinen Frau sagte er: „Weine nicht, Toneli; du verteufelst dir deine Schönheit. Ich habe nur einen verdorbenen Magen; das wird sich geben. Morgen fresse ich dich auf mit Haut und Haaren." Das Wort tat seine Wirkung; sie lächelte ihn durch Tränen an und sagte erlöst: „Ich wünsche dir auch gute Besserung, Peterle." Aber als Peter nachher mit seinem Brotherrn und einem Tiroler Schuhplattler Billard spielte, nahm er die Gelegenheit wahr und sagte jenem den Dienst auf, um in Leipzig bleiben zu können. Diese Mitteilung

Digitized by Google

verdarb dem Künstler die Spielluſt und zog große und unerwartete Folgen nach ſich.

Am Abend desſelben Tages, während Peter an ſeiner Wand ſtand und der Meſſerwerfer im Frack und Zylinder mit kupfernen Dolchen ſpielte, paſſierte es dem Vielgewandten, daß er, in Gedanken an die unbegreifliche Kündigung ſeines Gehilfen, ein Meſſer verfehlte. Er bückte ſich raſch danach und fing es in der Luft auf, noch bevor es mit der Spitze den Boden berührte, aber bei der plötzlichen Zerrung riß ſich ſein Hoſenträger aus einer ſchlecht gearbeiteten Naht; er ſpürte mit Unbehagen, wie der Gummi über ſeine Schulter zurückſchnellte und der elaſtiſche Druck einer öden Leere wich. Dieſer Zufall machte ihn noch unruhiger; er wußte nun nicht, ob er bis zum Schluß der Vorführung jenes untadelige Exterieur haben werde, auf das er Gewicht legte. Da er ganz von Äußerlichkeiten abhing und ihnen hilflos preisgegeben war, wurde es möglich, daß der Unfehlbare zum zweitenmal fehlte und nun ſeinem Kompagnon eine kleine Wunde am Hals beibrachte.

Peter zuckte mit keiner Miene; aber der Artiſt, der das Verſehen bemerkte, erblaßte ſofort bis auf die Zähne. Der Vorhang war kaum gefallen, ſo ſtürzte er ſich auf den Baſelbieter, und beruhigte ſich erſt ein wenig, als er ſich davon überzeugt hatte, daß die Verletzung wirklich unbedenklich ausſah. Er zitterte noch an allen Gliedern, während Peter ſchon mit ſeiner kleinen Geliebten nach Hauſe ging. Dieſe hatte merkwürdig wenig zu dem Vorfall geſagt; ſie war nur ſtill geworden. Unterwegs ſtreifte ſie immer wieder mit einem ſcheuen Blick den Verband, der über Peters Kragen herausſah, und das Lachen war ihr ganz und gar vergangen. „Peterle, Peterle," ſagte ſie ein einziges Mal, guckte ihm mit

Digitized by Google

nassen Augen ins Gesicht, und schmiegte sich eng unter seinen Arm.

Aber infolge einer Infizierung durch metallische Gifte stellte sich bei Peter noch im Lauf der Nacht eine schmerzhafte Schwellung des Halses ein. Am nächsten Tag lag er im Spital. Am Abend dieses Tages trat Kassandra im neuen Programm auf.

Der Messerkünstler ließ sein nächstes Engagement verfallen. Wie alle selbstgefälligen Menschen war er gutmütig und leicht aus der Fassung zu bringen. Er besuchte Peter am ersten Tag dreimal; die übrige Zeit irrte er planlos in der Stadt herum. Die Wiener Frau wich keinen Schritt von Schäublins Krankenbett; sie bewachte ihren Schweizer mit einer zähen, bangen und stumm leidenden Zärtlichkeit. Alles Spielerische und Törichte war von ihr abgefallen; sie dachte eine ganze Anzahl ernsthafter und würdiger kleiner Gedanken.

Peter wurde an diesem Tag zweimal operiert; man trug ihn vor ihren Augen aus dem Zimmer nach dem Operationssaal, und brachte ihn ihr bewußtlos wieder. Man holte ihn noch einmal in der Nacht; am nächsten Morgen sahen die Ärzte, daß ihm nicht mehr zu helfen war, und fragten ihn, ob er einen besonderen Wunsch habe.

Peter blickte sie eine Weile aus seinem schon etwas überklaren gewachsenen Auge an, und man konnte bemerken, daß er sie richtig verstand; aber zugleich dachte er einen Gedanken, der für ihn eine überaus tröstende und verheißende Macht enthielt. Er lächelte sein altes, treuherziges Schweizerlächeln, und aus dem Berg von Verbänden heraus klang seine Stimme zart und hoffend: „Die Kassandra soll mich besuchen.“ Er schloß die Augen und sing sofort an zu warten. Toni weinte haltlos auf. Der Artist ging, um Kassandra die Bitte vorzutragen.

Digitized by Google

Nach einer kleinen Stunde hörte Peter einen bekannten, langsam schwebenden Frauenschritt auf sein Bett zukommen und da anhalten. Er ließ die Lider noch eine Weile geschlossen, um das einfache erfüllte Dasein der verehrten Frau zu genießen; aber sein graues Gesicht verklärte sich, und als er endlich die Augen öffnete, war alle Gewöhnlichkeit und alles Unglück der letzten Jahre aus seinen Zügen weggewischt; der einfache, ehrliche Peter Schäublin aus Böckten im Kanton Baselland schaute befreit daraus zu der berühmten Seherin von Saloniki auf. Auch diese war keine neue Erscheinung, obwohl ein wertvoller Pelz ihre Schultern schmückte und ein schöner Federhut sich mit ihrem blassen Kopf über ihn beugte; das bekannte unveränderte und unveränderliche Weltwunder von Leid, Genie und Glückssehnsucht legte ihm die kühle Hand auf die Stirn und sprach ihn mit vertiefter Stimme an.

„Was für Kummer machen Sie mir, Peter. War es denn nicht möglich, daß Sie an dieser Gefahr vorbeikamen? Gewiß, Sie haben nicht beherzigt, was ich Ihnen damals zum Trost und zur Erhebung schrieb."

Sein Lächeln dauerte fort; aber es fiel ein Schatten darein; der Tod war unterwegs. Er wollte den Kopf schütteln; das eine Auge wankte ihm vor Schmerzen, und er biß sich hastig auf die Lippe, um nicht aufzuschreien. Aber dann eilte er, damit er sich nicht das letzte Glück verkürzte. Er tastete nach ihrer schmalen Hand und umklammerte sie mit seinen beiden. „Sagen Sie mir's noch einmal!" bat er mit dünner, kindlicher Stimme und lächelte sie wieder an.

Erschüttert neigte sie sich über sein zerfallenes Krankengesicht, das ihr gläubig entgegen sah, und sagte langsam und mit Nachdruck: „Sie sind der edelste, beste und liebste

Digitized by Google

Mensch auf der Welt." Darauf kamen ihr die Tränen. Sie wollte sich abwenden; er hielt sie mit sanfter, aber dringender Gewalt fest.

„Danke," erwiderte er und sein gewachsenes Auge nickte ihren beiden brüderlich zu. „Jetzt wollte ich ja wohl daran vorbeikommen."

Bald nachher setzte der Todeskampf ein; er dauerte bis zum Abend. Kassandra half ihrem Freund, so gut der Lebende einem Sterbenden helfen kann. Seine kleine Geliebte verstand sich demütig in die Rolle der Handlangerin; sie glitt still und selbstlos hin und her und diente der fremden Frau. Peters Leben erlosch mit dem Tageslicht. Toni weinte ihm nach wie eine lebendige Quelle; sie fühlte sich fürchterlich verlassen und verarmt. Der Artist war kalkweiß im Gesicht; sein Bärtchen sah noch angeklebter aus als vorher; seine Lippen zitterten. Aber Kassandra übertraf sich den Abend selber. Sie erregte Stürme von Bewunderung, und am nächsten Tag war die ganze Stadt voll von ihrem Genie.

Scharade

Die Erste bringt der Erde Ruh
Und schließt manch müdes Auge zu.
Die Zwei und Drei uns wärmen kann
Und zeigt auch Rang und Würden an.
Das Ganze wärmt und schützt uns sacht
Das müde Haupt in dunkler Nacht.
Und wer als dämelich bekannt,
Wird mit dem Rätselwort benannt. R. G.

.....

Silbenrätsel

Aus den acht Silben ba, el, ir, king, ma, nau, reich, welt sind vier Wörter zu bilden, deren Anfangs- und Endbuchstaben, von oben nach unten gelesen, die Namen zweier Hauptstädte ergeben. O. Schimansky.

Auflösungen folgen am Schluß des nächsten Bandes.

Digitized by Google

Die Nichte des Andrea

Roman von Alexandra von Bosse / Fortsetzung

Frau Wendelins Botschaft folgend, kam Helmer gegen Abend in die Villa am Tiber. Er wäre auch so gekommen. Christa hatte ihm den Zettel übergeben, ohne ihm zu sagen, daß nicht sie, sondern Carlotta ihn in Empfang genommen hatte, weil ihr das nicht wichtig erschienen war. Sie hatte nur gesagt, drei Damen seien dagewesen und hätten das Blättchen abgegeben. Helmer nahm an, daß es Frau Wendelin und ihre beiden Töchter gewesen waren, denn die Mutter hatte unten noch dazu geschrieben:

„Kommen Sie, wenn nicht schon früher, zum Abendessen."

Es war kurz nach sechs Uhr als er kam und er fand Fricka im Garten, die ihre jungen Hunde dressierte. Wotan, der hellgraue, war abgesondert, er sollte Frickas seidenes Tuch, das sie neben ihn gelegt, bewachen. Er war eben dabei, es zu zerreißen, als Helmer kam und es ihm fortnahm, worüber er sich sehr freute und wedelnd an ihm aufstrebte, erwartend, nun von der Kette gelöst zu werden. Fricka lehrte indes den schwarzgelben Tor apportieren. Der kleine Kerl hatte eben das fortgeworfene Stück Holz erfaßt, als er Helmer erblickte, das Holz fahren ließ und bellend auf ihn zustürzte, heftig versuchend, ihm das gerettete Seidentuch fortzunehmen.

„Nein, es geht noch nicht," sagte Fricka, sich die Haare zurückstreichend. „Was haben Sie denn da?"

„Ein seidenes Tuch, das der eine Ihrer Zöglinge zu zerreißen versuchte."

Digitized by Google

„Ach, der gräßliche Kerl, er sollte es ja bewachen."

„Davon hatte er jedenfalls noch keine Ahnung." Helmer lachte. „Wissen Sie, Fricka, die Kerle sind noch zu jung und spielerig. Wie alt sind sie denn?"

„Vier Monate."

„Warten Sie, bis die Kerlchen sechs oder acht Monate alt sind und dann fangen Sie mit der Schulung an."

„Na ja, wenn ich im Herbst zurückkomme und sie noch am Leben finde."

„Ist denn der Tag Ihrer Abreise schon bestimmt?"

„In vierzehn Tagen ungefähr reise ich. Langweilig, ich bliebe lieber hier, aber wegen der Malaria, wissen Sie. Ich neige leider so dazu, Fieber zu bekommen, und ertrage die Hitze schlecht."

Sie ging neben ihm her zur Veranda, während ihre Zöglinge im Garten zurückblieben.

Auf der Veranda ließ sie Helmer allein, wollte sich die Hände waschen, und dann kam Frau Wendelin, übergab ihm einen Brief, der von seinem Onkel war, aber nichts besonders Wichtiges enthielt. Herr Wendelin kam auch bald und Fricka kehrte zurück, aber Lisa ließ sich zunächst nicht blicken. Frau Wendelin sagte, sie habe Kopfschmerzen; es sei heute, als sie vormittags in der Stadt waren, so drückend heiß gewesen.

„Ach, ihr wart ja auch bei mir," sagte er, „schade, daß ich nicht zu Hause war."

„Ja, schade, auch Christa war nicht da. Ein junges Mädchen öffnete uns."

Er blickte rasch auf, bemerkte, daß Frau Wendelins Blick forschend auf ihm ruhte, und wäre er mit ihr allein gewesen, würde er ihr sofort erklärt haben, was es mit diesem jungen Mädchen für eine Bewandtnis habe.

„Eine kleine Freundin der Christa," sagte er und er-

Digitized by Google

rötete dabei unmerklich; Frau Wendelin entging es nicht. Sie konnte ja nicht ahnen, daß er vorhatte, sie noch heute oder am folgenden Tage um eine Unterredung zu ersuchen und sie zu bitten, das junge Mädchen in ihren Schutz zu nehmen.

Das Gong, das zum Abendessen rief, ertönte und zugleich mit Rittmeister von Kalmer erschien Lisa, die bleich aussah. Als Helmer sich herabbeugte, ihr die Hand zu küssen, entzog sie ihm diese, ehe seine Lippen sie berührt. Darauf übersah sie den Arm, den er ihr bot, hängte sich, eine gleichgültige Frage stellend, in den Arm ihres Vaters ein, als sie nun alle hineingingen, und richtete es danach geschickt so ein, daß sie nicht neben Helmer zu sitzen kam wie sonst. Während des Essens vermied sie es, seinem Blick zu begegnen, was eigentlich schwierig war, da sie ihm unmittelbar gegenüber saß; sogar wenn er sie anredete, blickte sie an ihm vorbei, und antwortete kühl.

Niemand sonst als ihm, fiel das auf, wenn man vielleicht Frau Wendelin ausnahm, die aber nicht tat, als ob sie etwas merke.

Die anderen unterhielten sich lebhaft. Herr von Kalmer war mehrere Tage in Neapel gewesen, erst am gleichen Tage von da zurückgekehrt und erzählte davon. Daß Lisa sich an der Unterhaltung nicht beteiligte, erschien nicht auffällig, weil sie ja Kopfschmerzen hatte. Mit dem instinktiven Feingefühl des Liebenden empfand Helmer, daß etwas zwischen ihn und Lisa getreten war, ohne sich erklären zu können, was es sein konnte. Nicht im Entferntesten dachte er daran, ihre Verstimmung und ablehnende Haltung auf den Besuch zurückzuführen, den sie heute in seiner Wohnung gemacht. Einer so kleinlichen und eigentlich auf nichts begründeten Regung von Eifersucht würde er Lisa nie für fähig gehalten haben. Aber

Digitized by Google

er kannte das Frauenherz nicht und wußte nicht, daß die Forli dabei gewesen war und mit giftigen Worten bösen Verdacht in Lisas Herz eingeimpft hatte.

Eigentlich schämte sich Lisa der Verstimmung, ärgerte sich, daß sie sich diesen Gemütszustand anmerken ließ, aber sie konnte sich nicht überwinden. Sie war überzeugt, es bedeute nichts, daß ein hübsches junges Mädchen ihnen bei Helmer die Türe geöffnet hatte, ein junges Ding, das wahrscheinlich die Tochter von irgendwelchen Bekannten der Christa war; beständig aber klang ihr der Forli hämische Stimme im Ohr und wiederholt klangen die Worte in ihr nach: „Bei dem Farnesi ist's eine Nichte des Andrea und beim Helmer ..."

Das war unerträglich.

Nach dem Abendessen ging man in den Gartensaal. Lisa hatte sich so gesetzt, daß es Helmer unmöglich war, sie zu isolieren und sie geradeaus zu fragen, was sie gegen ihn verstimmt haben könnte. Dann kam Koller und etwas später Tregonda, der merkwürdig abgespannt und müde aussah und schweigsam blieb. Fricka, die ihn seit einigen Tagen nicht gesehen hatte, brannte darauf, mit ihm allein zu sprechen und das Neueste über den Stand seiner Liebesangelegenheit zu erfahren. Sie war überzeugt, daß sein verändertes Aussehen auf irgendeine unglückliche Wendung zurückzuführen war. Wahrscheinlich, so vermutete sie, war das Mädchen in ein Kloster gebracht worden, und er wußte nun nicht, wo er es suchen sollte.

Koller sprach fast allein, wie so oft, tischte er wieder allerhand römische Klatschgeschichten auf.

Er berichtete in seiner gedehnten Weise. „Wissen Sie das Neueste? Eine traurige Geschichte. Dem Farnesi ist seine Nichte des Andrea abhanden gekommen." Er lächelte sardonisch. „Na, er wird's ja wohl bald ver-

Digitized by Google

schmerzen, und Andrea hat gewiß noch einige Nichten auf Lager."

Tregonda schaute rasch auf, seine und Frickas Augen begegneten sich. Fragend blickte sie ihn an; er schüttelte leise den Kopf. Koller sprach weiter; er schien nicht zu bemerken, daß Frau Wendelin unwillig die Brauen runzelte.

„Das wird ja jetzt Mode. Aber ich bin unmodern und muß es bleiben. Weder mein Diener, noch meine Haushälterin haben hübsche junge Nichten, nicht einmal eine niedliche kleine Freundin, die als Sonnenstrahl in meiner Behausung herumhuschen könnte. Ich meine bloß, weil das offenbar Mode sein oder werden soll."

Fricka erhob sich.

„Ich will doch mal sehen . . ." sagte sie und verschwand in den kleinen Salon, wohin ihr nach wenigen Minuten Tregonda, der zuerst an einem Nebentisch in Zeitschriften blätterte, nach seiner Meinung unauffällig folgte.

Kalmer sah ihm unwillig nach, wurde unruhig, hielt es jedoch für unwürdig, dem Paar nachzuspionieren.

Der Teppich, der den Eingang zum kleinen Salon deckte, war halb zurückgeschoben, und Kalmer konnte von seinem Platz aus Fricka sehen; ihr frisches, kindliches Gesicht hatte einen merkwürdig ernsten und besorgten Ausdruck angenommen, während sie mit Tregonda sprach, den er nicht sehen konnte. Von Zeit zu Zeit bewegten sich die Lippen des Mädchens wie zu einer hastigen Frage.

Kalmer wollte nicht eifersüchtig sein. Er war mit Fricka ja noch nicht verlobt. Bisher war sie der großen Frage immer geschickt ausgewichen, obgleich sie ihn doch merken ließ, daß sie ihn gern mochte und nicht abgeneigt schien, ihn zu heiraten, wie es ihre Eltern wünschten. Einmal hatte sie kindlich offen erklärt: „Dich heirate ich

Digitized by Google

vielleicht einmal, wenn du mich dann noch willst. Dich lieber als sonst jemanden auf der Welt. Aber bis dahin hat es noch lange Zeit."

Anfangs hatte ihn ihr Benehmen gegen den Italiener geärgert und nicht wenig beunruhigt, aber allmählich hatte er eingesehen, daß es eigentlich harmlos war. Die beiden schienen irgendein Geheimnis miteinander zu teilen, aber gegenseitige Liebe war es gewiß nicht. Was konnte es sein?

Dann kamen beide gemeinsam zurück. Tregonda verabschiedete sich; er habe noch eine Verabredung. Fricka setzte sich dann neben Kalmer, legte ihre Hand auf seinen Arm, und flüsterte ihm zu: „Der arme kleine Tregonda, er ist in furchtbarer Angst um eine Person, die er über alles liebt, ein Mädchen, das plötzlich spurlos verschwunden ist."

Sie saßen etwas abseits, ihr Geflüster konnte von den anderen nicht gehört werden. Einer raschen Ideenverbindung folgend, fragte Kalmer: „Sollte es die Nichte des Andrea sein?"

Verblüfft blickte Fricka zu ihm auf.

„Aber, wie weißt du denn . . .?"

„Na, die ist doch verschwunden, wie Koller eben erzählte."

„Ach, es ist ja ein Geheimnis," flüsterte Fricka, „und es ist gar nicht eine Nichte des Andrea. Aber ich kann dir mehr nicht sagen, ich versprach . . ."

„Ich will gar nichts wissen," unterbrach er sie lächelnd, „mir genügt, was ich weiß."

Er meinte, es genüge ihm, zu wissen, daß zwischen Tregonda und Fricka keine Liebelei bestand. Wenn der Italiener in ein anderes Mädchen verliebt war und seine Herzensnöte Fricka anvertraute, war ja von ihm nichts mehr zu fürchten.

Digitized by Google

Jetzt erhob sich Helmer. Auch er wollte gehen, um so den für ihn heute unerquicklichen Abend abzukürzen.

Frau Wendelin suchte ihn zurückzuhalten, aber er sagte, er wolle den Brief des Onkels noch heute abend beantworten und fügte hinzu, der alte Herr sei nicht wohl, er habe einen heftigen Gichtanfall kaum überstanden und wünsche, daß er — Helmer — ihn bald für längere Zeit in Hallingen besuchen solle. Als Helmer das sagte, glitt sein Blick zu Lisa hinüber; langsam endete er: „Da werde ich wohl bald daran denken müssen, meinen römischen Aufenthalt für dieses Jahr abzubrechen."

Lisa schaute kurz auf, machte eine Bewegung, als wolle sie etwas sagen, schwieg aber doch. Als er sich von ihr verabschiedete, ihr die Hand küßte, entzog sie ihm die Rechte nicht, sie hielt seine sogar für einen Augenblick zurück und als er ihr in die Augen blickte, waren sie umschleiert; ihm schien, als wären ihre Lider leicht gerötet.

Was ist es nur? fragte er sich. Lisas Benehmen war ihm unverständlich, denn er war sich nicht bewußt, irgend etwas getan oder gesagt zu haben, was sie veranlassen konnte, ihm so abweisend zu begegnen. Wollte sie ihm etwa auf diese Weise zu verstehen geben, daß er nichts mehr zu hoffen habe? War sie etwa heimlich mit Silvio Farnesi verlobt? Darüber mußte er sich Gewißheit verschaffen, denn der jetzige Zustand war unerträglich. Er beschloß, bei nächster sich bietender Gelegenheit geradeaus mit Lisa zu sprechen, sie um ein klares Ja oder Nein zu bitten, denn die Entscheidung mußte so oder so gefallen sein, ehe er — wie es wohl nötig werden würde, wenn Onkel Wilhelm es wünschte — nach Deutschland abreiste. Dann mußte er auch rasch für Carlotta sorgen. Er war überzeugt, daß Frau Wendelin sich des ver-

Digitized by Google

lassenen Kindes in ihrer mütterlichen Weise annehmen würde.

An der Ecke des Korso und der Piazza del Popolo erblickte er den kleinen Tregonda, der eifrig mit einem etwas schäbig aussehenden jungen Mann sprach, von dem er sich eben verabschiedete.

Als er Helmer erkannte, schloß er sich ihm an und sagte, der Mensch, mit dem er soeben gesprochen habe, sei der geschickteste Agent des besten römischen Detektivbüros.

„Sind Sie denn in einen Detektivroman verwickelt?" fragte lachend Helmer. Tregonda nickte ernsthaft.

„Ja, und ich kann Ihnen versichern, daß es gar nicht sehr vergnüglich ist, einen Detektivroman zu erleben," sagte er seufzend.

„Ja, Sie sehen recht angegriffen aus," meinte Helmer. „Um was handelt es sich denn?"

Tregonda wunderte sich im stillen, daß Helmer heute bei Wendelins schon so früh gegangen war. Er hatte seine eigenen Beobachtungen gemacht, wußte, daß Helmer sich um Lisa bemühte, und war überzeugt, daß die Werbung zum gewünschten Ziel führen würde. Umso mehr war er überrascht gewesen, daß die beiden heute so fern voneinander gesessen und während seiner Anwesenheit kein Wort miteinander gewechselt hatten. Aber nur flüchtig dachte er daran, dann kehrten seine Gedanken zu den eigenen Sorgen zurück. Er war es so gar nicht gewöhnt, Sorgen zu haben und trug umso schwerer daran. Seit Carlotta verschwunden war und unauffindbar blieb, erkannte er erst, wie sehr er das Mädchen liebte, und es schien ihm, als würde ihm das Leben nichts mehr wert sein, wenn Carlotta, wie er zu fürchten begann, nicht mehr lebte.

Auf Helmers Frage zögerte er erst mit der Antwort,

Digitized by Google

aber er war nie gewohnt gewesen, seinen Kummer im Herzen zu verschließen, und heute war es übervoll, es drängte ihn, seinem Bangen Luft zu machen, so sagte er: „Sie haben ja gehört, wie Koller heute von der Nichte des Andrea sprach, die spurlos verschwunden ist."

„Ist das Tatsache?"

„Ja, und ich suche nun seit fast einer Woche Tag und Nacht nach ihr, immer vergeblich, das greift an."

„Aber was geht Sie denn die verschwundene Nichte des Andrea an?"

Tregonda sagte mit trauriger Stimme: „Ich liebe das Mädchen!"

„Was? Die Nichte des Andrea?"

„Das ist sie ja gar nicht, sondern ... aber nein, darüber darf ich ja nicht sprechen. Ich bin außer mir, ich bin ganz verzweifelt. Ich fürchte, daß dieses liebe Geschöpf tot ist."

Seine Augen füllten sich mit Tränen, denn immerzu mußte er sich vorstellen, wie schön jetzt alles hätte werden können, seit der Vater, dieser wohlhabende und angesehene Fabrikant, gekommen war und Carlotta wieder nach Neapel nehmen wollte, sich auch bereit erklärt hatte, sie ihm, Tregonda, zur Frau zu geben, wenn Carlotta seine Frau werden wollte. Und daß sie es wollen würde, daran zweifelte er keinen Augenblick.

Helmer, den die sogenannte Nichte des Andrea nicht besonders interessierte, empfand doch Teilnahme für den Schmerz des kleinen Tregonda, seinen Kummer, der wirklich tief zu gehen schien, und er erkundigte sich freundlich: „Wie kann denn ein Mädchen in Rom so spurlos verschwinden?"

„Das ist ja so rätselhaft," klagte Tregonda. „Dabei versichert Farnesi, daß sie niemand in Rom kenne."

Digitized by Google

„Wie kam es denn überhaupt, daß dieses Mädchen sich bei Farnesi aufhielt?"

„Ach, es ist alles ganz anders, als wir alle zuerst angenommen hatten," versicherte eifrig Tregonda. „Verschiedene für ihn höchst unangenehme Umstände zwangen Farnesi, das Mädchen bei sich aufzunehmen. Er konnte eigentlich ebensowenig etwas dafür als das Mädchen, das aus guter Familie ist, sehr wohlerzogen und ein ganz unschuldiges, reizendes Geschöpf."

Na, der ist ja gehörig verliebt! dachte Helmer.

Tregonda sprach weiter: „Ganz zufällig lernte ich sie kennen, als ich selber noch glaubte, sie sei des Andrea Nichte oder das, wofür Farnesi sie auszugeben beliebte. Sie verstehen? Na — und so ... In ein Kloster sollte sie gebracht werden, geängstigt haben sie das arme Kind, und da — ist es zu verwundern? — da ist es eines Abends davongelaufen und seitdem spurlos verschwunden."

Es lag eigentlich nahe und doch kam Helmer nicht für einen Augenblick der Gedanke, die sogenannte Nichte des Andrea und sein kleiner Schützling Carlotta könnten ein und dieselbe Person sein. Wenn Tregonda den Namen des Mädchens jetzt ausgesprochen hätte, würde ihn das wohl stutzig gemacht haben, aber der Sizilianer nannte ihn zufällig nicht. Dazu kam noch, daß Helmer nur zerstreut zuhörte, denn seine Gedanken waren noch mit Lisa beschäftigt; immer wieder fragte er sich, was die Veranlassung zu ihrem heutigen abweisenden, ja unfreundlichen Benehmen gegeben haben konnte. Er überlegte, während Tregonda weiter schwatzte und erzählte, was er schon alles getan, um eine Spur der Vermißten aufzufinden, ob er am folgenden Vormittag zu Wendelins gehen sollte, um Lisa zur Rede zu stellen und Aufklärung zu verlangen.

Digitized by Google

So waren sie bis zum Café Aranjo gekommen, wo eine Menge Leute auf dem breiten Bürgersteig vor dem Café an kleinen Marmortischen saßen, Eis löffelten und Limonaden tranken.

Helmer mochte noch nicht heim gehen und da er nicht wußte, wie er sonst den Abend verbringen sollte, folgte er Tregonda weiter auf die Piazza Colonna, die von den großen Bogenlichtlampen taghell beleuchtet war.

Auch hier vor den beiden großen Cafés eine Menge Leute, die auf dem Pflaster fast bis zu der Riesensäule an kleinen Tischchen saßen und nach dem heißen Tage Erfrischung suchten. Musik spielte, der ganze Platz war von Spaziergängern belebt. Heiß war es immer noch, die Luft dumpf und drückend. Die Mauern der Häuser und das Pflaster strömten, gleich geheizten Kachelöfen, die Hitze aus, die sie während des Tages in sich aufgenommen hatten.

Die Blasinstrumente einer Infanteriekapelle lärmten und ihre grellen Fanfaren wurden von den umliegenden Häusern zurückgeworfen, was aber das Vergnügen des italienischen Publikums nur zu erhöhen schien. Je mehr Lärm, umso schöner. Zeitungsjungen liefen durch die Menge und schrien gellend ihre Blätter aus. In den Händen der meisten Herrn raschelte das noch druckfeuchte Zeitungspapier und überall roch es scharf nach Druckerschwärze.

Verlockend war es nicht, dennoch ließ Helmer sich mit Tregonda an einem der Marmortischchen nieder und bestellte Wermut.

Nein, entschied Helmer, ich werde morgen doch nicht zu Wendelins gehen. Je mehr er darüber nachdachte und sich die Rolle zurückrief, die er an diesem Abend gespielt, umso mehr fühlte er sich durch Lisas Benehmen gekränkt.

Digitized by Google

Es war ja gar nichts vorgefallen; er konnte sich durchaus nicht erinnern, etwas gesagt zu haben, was Lisa zu ihrem Benehmen hätte Anlaß bieten können. Also war es nur Laune. Das ließ er sich nicht gefallen. Nein. Und ein zweites Mal wollte er sich einer solchen Behandlung nicht aussetzen.

Sie saßen ziemlich nahe bei der Musik, die Teile aus Verdis „Othello" spielte. Dabei war an Unterhaltung nicht zu denken. Helmer nahm den Brief seines Onkels aus der Tasche, und da sich gerade über ihnen eine Bogenlichtlampe befand, überlas er einige Stellen daraus. Der Onkel schrieb, daß er sich letzthin gar nicht sehr wohl befunden habe und schon einige Male drauf und dran gewesen sei, den Neffen herbeizurufen. Aber nun sei es besser geworden. Er fragte dann zum Schluß an, ob Helmer wohl Mitte Juli oder Anfang August nach Hallingen würde kommen können. Um diese Zeit sei es ja doch in Rom gewiß unerträglich heiß. Er könne selbst nach dem letzten Gichtanfall nicht mehr so viel auf den Feldern herumreiten und während der Ernte würde es an der nötigen Aufsicht fehlen. Denn wenn auch beide Verwalter zuverlässige Leute wären, so seien es doch immerhin nur bezahlte Kräfte.

Helmer überlegte wieder, ob er nicht so bald wie möglich nach Hallingen abreisen sollte, wo er sich nützlich machen konnte. Ehe er abreiste, mußte er jedoch mit Lisa eine Aussprache herbeiführen, die Klarheit schuf.

Die Musik verrauschte, Händeklatschen folgte. Nun wandte Tregonda sich wieder Helmer zu, unterbrach sein unerquickliches Nachdenken und sagte, das vorherige Gespräch fortsetzend: „Die einzige Hoffnung, die ich noch habe, ist, daß sie nach Neapel zurückgereist ist und sich dort bei Bekannten verborgen hält. Aresa meint allerdings,

Digitized by Google

wenn Carlotta das getan hätte, würden ihm die Bekannten gewiß davon Nachricht gegeben haben."

„Carlotta ...?" wiederholte Helmer und setzte das Glas nieder, das er soeben zum Mund hatte führen wollen.

„Ja, meinen Sie nicht auch, daß diese Möglichkeit besteht?"

„Carlotta?" fragte Helmer. „Heißt das Mädchen, von dem Sie sprechen, das Sie suchen — Carlotta?"

„Ja, warum wundert Sie das? Oder" — Tregonda beugte sich begierig vor — „oder wissen Sie etwas — vielleicht gar, wo ein Mädchen dieses Namens ...?"

Schnell hatte Helmer überlegt, daß er zunächst erst mit Carlotta und Tonio sprechen mußte, ehe er Tregonda mitteilen durfte, daß ein Mädchen Namens Carlotta bei ihm Zuflucht gesucht hatte. Und wenn er ihm mitteilen konnte, daß die Gesuchte gefunden war, dann hielt er es für besser, Carlotta befand sich bereits bei Wendelins und unter Mama Wendelins Schutz. Darum erwiderte er besonnen: „Der Name erinnert mich an eine junge Reisegenossin, die in einem Abteil mit mir von Neapel nach Rom reiste."

Tregonda wollte darüber näheres hören, bereitwillig erzählte Helmer, und immer erregter wurde der Sizilianer.

„Das war sie!" rief er. „Das war meine arme kleine Carlotta! Dio! Dio! so vertrauend, so lieb und dann so bang — kein Zweifel! Ja gegen Ende März dieses Jahres war es, als Carlotta von Neapel nach Rom kam."

Es schien wirklich zweifellos, so meinte auch Helmer, daß sein kleiner Schützling Carlotta und Tregondas vermißte Carlotta, die sogenannte Nichte des Andrea, identisch waren, aber noch mußte er schweigen. Als er sah, daß in Tregondas dunklen Augen Tränen schimmerten, legte

Digitized by Google

er ihm die Hand auf den Arm und sagte tröstend: „Lieber Freund, ich glaube, Sie können bestimmt darauf hoffen, daß Sie Ihre Carlotta gesund und wohlbehalten wiederfinden werden."

Tregonda sprang auf und wollte Helmer umarmen, was dieser nur im letzten Augenblick noch verhindern konnte. „Um des Himmels willen, was wissen Sie von Carlotta?"

Umsitzende wurden aufmerksam, obgleich ein erregt aufspringender und redender Mensch hierzulande nichts Ungewöhnliches war.

Wenn es nun doch nicht Tregondas Carlotta ist? dachte Helmer zweifelnd. Beruhigend erfaßte er die Hände des Sizilianers, die nach seinen griffen, drückte ihn auf seinen Stuhl zurück.

„Ruhig — ruhig!" mahnte er, „noch kann ich nichts Bestimmtes sagen. Geduld! Mir ist nur etwas eingefallen, das mir meine damalige Reisegefährtin sagte und das mich auf ihre Spur bringen könnte, wenn sie das Mädchen war, das Sie suchen."

„Was — was denn? So reden Sie doch!" drängte Tregonda.

„Darüber kann ich ohne Erlaubnis der jungen Dame nicht sprechen," zog sich Helmer aus der Verlegenheit.

„Aber zu mir doch! Und wie wollen Sie ihre Erlaubnis ... nein, wissen Sie denn, wo sie ist?"

„Vielleicht ... Gedulden Sie sich, Tregonda, geraten Sie nicht ganz aus dem Häuschen. Schon morgen kann ich Sie wissen lassen, ob Sie bestimmt hoffen können, und dann in etwa zwei bis drei Tagen ..." Er erhob sich bei den letzten Worten.

Tregonda sprang wieder erregt auf. „Was? So lange soll ich noch warten!"

Digitized by Google

„So lange müssen Sie noch warten. Je geduldiger Sie ausharren, umso eher werde ich Ihnen Nachricht geben können."

„Aber warum denn zwei, drei Tage?"

„Ich muß mich selber erst erkundigen."

„Dabei könnte ich Ihnen doch helfen."

„Nein. Hören Sie, Tregonda, morgen früh bleiben Sie bis elf Uhr zu Hause — Sie stehen ja sowieso selten früher auf — und ich verspreche Ihnen, daß Sie dann eine Botschaft von mir bekommen, die Sie entweder aus aller Sorge um Ihre Carlotta erlösen wird oder — oder es hat sich erwiesen, daß das, was ich vermutete, Täuschung war."

„Und dann noch zwei bis drei Tage?" stöhnte Tregonda.

„Im ersteren Fall wird es dann allerdings noch zwei bis drei Tage dauern, bis Sie die Gefundene sehen können. Die Gewißheit, daß sie gefunden ist, oder daß ich mich täuschte, und Sie weiter suchen müssen, werden Sie morgen vormittag haben."

Helmer bezahlte den Kellner, der, als er sah, daß die Herrn sich erhoben hatten, herbeigeeilt war. Eben begann die Musik den Hochzeitsmarsch aus dem „Lohengrin" zu spielen, als an einem Tisch weiter oben am Platz zwei Herren aneinander gerieten und wütend aufeinander loszuschreien begannen. Rasch sammelten sich Leute um die beiden, einige nahmen für den, andere für jenen Partei, und es schien, als handle es sich dabei um einen politischen Zwist, weil sich so rasch zwei Parteien bildeten, die gegeneinander eine drohende Haltung annahmen.

„Anmut und Tugend schreitet voran!
Schönheit und Tugend schreitet voran!"

brauste es über den Platz, von den Blasinstrumenten hin-

Digitized by Google

ausgeschmettert und von den Mauern der Häuser zurückschallend.

Der Tumult wurde immer größer, Geschrei und Gejohle ertönte. Pfiffe gellten, Hüte wurden eingeschlagen, Stöcke wirbelten und dann knallte kurz und hart ein Schuß.

Da sprangen auch die Fernersitzenden auf. Frauen begannen zu fliehen, ihre Kinder mit sich fortreißend, Tische und Stühle wurden umgeworfen und die Musik verstummte plötzlich.

Vom Wachtlokal am Monte Citorio erschallte laut ein Kommando, man sah die Läufe der Karabiner aufblitzen, die schwarzen Gestalten der Karabinieri bahnten sich mit ernsten Gesichtern den Weg durch die Menge, die immer mehr um den Mittelpunkt des Tumults anschwoll.

Dann krachte noch ein Schuß, dem ein lauter Schrei folgte.

Das war alles so schnell, beinahe blitzartig vor sich gegangen, daß Helmer und Tregonda sich, ehe sie noch ihren Tisch verlassen, in einem Haufen erregt gestikulierender Menschen eingekeilt sahen, ohne zu wissen, um was es sich handelte. Ringsherum schien niemand es zu wissen. „Die Faszisten!" sagte der eine. — „Ein Österreicher, der unsere Armee beschimpfte!" rief ein anderer. — „Es sind zwei Abgeordnete, die sich Höflichkeiten gesagt haben," witzelte ein dritter.

Aus einer der kleinen Seitenstraßen quoll plötzlich ein Zug junger Leute, die einen Namen brüllten; sie wurden von einem Teil der Menge mit Beifallsgeschrei, von dem anderen mit wüstem Hohngezeter empfangen. Danach schien der Tumult beabsichtigt und vorbereitet gewesen zu sein und eine blutige Schlägerei unvermeidlich.

Von der Via Tritone her kam im Laufschritt eine Ab-

Digitized by Google

teilung grau gekleideter Polizotti, die von der Wache aus telephonisch herbeigerufen worden sein mochten. Sie stellten sich rasch auf und das bekannte, grelle Trompetensignal, das zum Auseinandergehen auffordert, „il squille", überschrillte das Getöse des beginnenden Handgemenges.

Leute, die bloß aus Neugier noch geblieben, zogen ab, das Gedränge lockerte sich und auch Helmer fing an, die Ellbogen zu brauchen, um aus der Menge herauszukommen. Nach einer Weile bemerkte er erst, daß Tregonda nicht mehr neben ihm war. Da er um einen Kopf größer war als die durchschnittlichen Römer, konnte er die Menge überblicken, doch nirgends sah er den Sizilianer, empfand auch nicht Lust, auf ihn zu warten oder ihn zu suchen, denn das Geschiebe und Geschrei wurde immer ärger.

Als er glücklich den Korso erreicht, hörte er wieder einige Schüsse fallen, dann ertönte das zweite Warnungssignal, worauf plötzliche, wilde Flucht einsetzte; denn nach dem dritten Signal wurde es gefährlich, danach machten die Polizotti von den Gewehren Gebrauch. Da ging Helmer rasch auf die andere Seite des Korso und trat ins Café Aranjo ein, davor es leer geworden war und zwei Kellner hastig das Geschirr von den kleinen Tischen forträumten.

Helmer hoffte, Tregonda habe sich nicht hinreißen lassen, an dem Tumult teilzunehmen, der sich anscheinend zu einem Zusammenprall zwischen Faszisten und Sozialisten ausgewachsen. Er wußte, Tregonda war Faszist, wie in Rom wohl fast jeder patriotische junge Mensch, und das heißblütige Kerlchen war ja immer gleich dabei, wenn es zwischen den zwei politischen Kampfgruppen zu einem Krakeel kam.

Silvio Farnesi war durch alles, was sich in der letzten Woche zugetragen hatte, in die schlechteste Laune geraten.

Digitized by Google

Carlottas Verschwinden, ihre Unauffindbarkeit, dazu Aresas Ankunft, dieses Menschen, der an allem Schuld war mit seiner albernen, nachträglichen Vergeltungsabsicht, der alle diese Widerwärtigkeiten heraufbeschworen hatte. Nun saß der Makkaronifabrikant in einem kleinen Hotel in der Via Frattina und wagte nicht, ohne Carlotta nach Neapel zurückzukehren, weil ihm dort die fragenden und vorwurfsvollen Augen seines sterbenden jüngsten Kindes entgegenblicken würden. Dieser Mensch wollte nun durchaus die Polizei benachrichtigen und damit rücksichtslos den Skandal heraufbeschwören, der bisher mühsam vermieden worden war.

Farnesis Laune wurde nicht besser, als am Morgen nach dem Zusammenstoß zwischen Faszisten und Sozialisten auf der Piazza Colonna Andrea ihn zu ungewöhnlich früher Stunde weckte und ihm sagte, es sei ein Bote gekommen und Herr Farnesi möchte sich sogleich nach dem Ospedale della Croce Verde begeben. Silvio Farnesis erster Gedanke war, daß es sich um Carlotta handle. Er zog sich in großer Hast an. Der Bote hatte weiter keine Auskunft geben können, er sei nur abgesandt worden, den Herrn zu holen.

Als Farnesi das Hospital erreichte und sich erkundigte, wer und warum man ihn hergerufen habe, wurde ihm gesagt, es handle sich um einen bei dem gestrigen Tumult auf der Piazza Colonna Verwundeten, der ohnmächtig eingeliefert worden sei und bisher nur vorübergehend wieder zum Bewußtsein gelangte. Während dieser kurzen Augenblicke habe er wiederholt den Namen Farnesi genannt, darum habe man zu dem Maestro geschickt. Der junge Mann sei, wohl nach seiner Verwundung, der Oberkleider beraubt worden, weshalb man seine Persönlichkeit bisher nicht habe feststellen können.

Digitized by Google

Farnesi wurde in ein Zimmer geführt, in dem mehrere bei dem gleichen Zusammenstoß Verwundete lagen. Mit Entsetzen erkannte er in einem der weißen Betten Gualterio Tregonda mit einem Verband um den Kopf.

Ein Arzt war mit einem der anderen Kranken beschäftigt, der laut stöhnte, neben einem dritten kniete jammernd eine Frau mit zwei Kindern.

Auf Farnesis Frage sagte der Wärter, daß Tregondas Verwundung nicht lebensgefährlich sei. Die Kopfverletzung sei wohl nur durch einen Stockhieb entstanden, aber der linke Arm wäre durch einen Messerstich verletzt und die Bewußtlosigkeit durch starken Blutverlust verursacht.

Farnesi gab die Personalien Tregondas an und veranlaßte, daß er auf seine Kosten in ein Privatzimmer gebracht wurde. Weiter konnte er vorläufig nichts für den Freund tun.

Mißgestimmt und niedergeschlagen verließ er das Hospital. Nun war es schon nach zehn Uhr und er hatte noch nicht gefrühstückt; flau war ihm zumute.

Vor dem Hospital hielten keine Droschken und er hatte leider seinen Wagen nicht warten lassen, er mußte bis zur nächsten Tramhaltestelle gehen, dort warten, bis eine stadtwärts fahrende Tram kam. Diese machte aber einen großen Umweg, fuhr über das Quartiere Ludovisi. In der Via Ludovisi füllte sich die Tram mit Leuten, die in die Stadt hinunter wollten, Farnesi mußte etwas zur Seite rücken, einer Dame Platz zu machen, und kaum saß sie, sagte sie überrascht: „Ah, Maestro Farnesi! Wo kommen Sie denn her?"

Es war Frau Forli. Sie wunderte sich aufrichtig, denn es war bekannt, daß Farnesi kein Frühaufsteher war. Er ärgerte sich über die Begegnung, teilte Frau Forli aber

Digitized by Google

doch mit, welches Mißgeschick seinen Freund betroffen habe.

„Ach, der kleine Tregonda, der Ärmste!“ rief die Forli. „Das kommt davon, wenn man Kindern erlaubt, sich in die Politik zu mischen, jawohl! Ich las in der „Tribuna“ von dem Tumult auf der Piazza Colonna. Schauderhaft! Die Faszisten ... nun ja, ihr Bestreben und ihr Patriotismus ist ja ganz schön, aber diese fortwährenden, sinnlosen und absichtlich herbeigeführten Zusammenstöße mit andersdenkenden Parteien, was wird dadurch erreicht?“

Farnesi fühlte sich zu einem politischen Gespräch, noch dazu mit der Forli, nicht aufgelegt. Sie hätte ihn gern gefragt, ob man die Nichte des Andrea wieder gefunden habe, aber der Meister sah so verdrießlich aus, daß sie es lieber unterließ. Dagegen schlug sie ein Thema an, das ihn vielleicht mehr interessieren konnte. Sie fragte ihn nach Wendelins und ob er wieder dort gewesen sei seit dem musikalischen Abend. Als er mißmutig verneinte, wunderte sie sich.

„Haben Sie das Rennen aufgegeben?“ fragte sie.

Er hob die Brauen. „Wieso? Was meinen Sie?“

„Nun, ich dachte mir nur ...“ sagte leichthin Frau Forli, „mir schien es doch, als interessierten Sie sich in letzter Zeit sehr für Gräfin Lisa.“

Als er schwieg, sprach sie sondierend weiter: „Da irrte ich mich wohl, denn man munkelt ja schon von einer Verlobung ...“

„Verlobung?“ fuhr Farnesi auf. „Meinen Sie, daß Gräfin Lisa ...“

„Ach, ich weiß gar nichts Bestimmtes,“ unterbrach ihn hastig die Forli. „Nur, nun ja, Herr von Helmer verkehrt ja jetzt so viel draußen und da heißt es — es mag ja bloß

Digitized by Google

Gerede sein — eine Verlobung sei zu erwarten. Aber ich muß hier aussteigen."

Sie erhob sich hastig, als die Tram an der steil abwärts führenden Straße Via Capo le Case, an der Ecke der Via Sistina für einen Augenblick anhielt.

„Auf Wiedersehen! Hoffentlich geht es dem armen Tregonda bald besser. Auf Wiedersehen!"

Farnesi vergaß zu antworten, hob nur mechanisch die Hand, um den Hut zu lüften. Wütend starrte er der kleinen Frau nach und biß die Zähne so fest aufeinander, daß sie knirschten. War denn alles gegen ihn verbündet? Und was wußte die Forli? Redete sie nur so hin, wie es ihre Art war, oder war es mehr? Helmer? Diavolo! Sollte er zulassen, daß der ihm zuvorkam? Soweit er sich erinnerte ... nein, er erinnerte sich genau, hatte sich Lisa während des musikalischen Abends so gut wie gar nicht um diesen Vetter gekümmert, kein einziges Mal hatte er sie mit ihm allein zusammen gesehen. Aber dazwischen lag eine Woche, eine Woche, die er selbst damit zugebracht, dieser verwünschten Carlotta nachzuspüren. Damit hatte er kostbare Zeit vertrödelt, hatte dem anderen einen Vorsprung gelassen. Und jetzt, wo das Hindernis, Carlotta, auf jeden Fall wieder aus seinem Leben verschwinden würde, jetzt sollte er zugunsten dieses grobklotzigen Deutschen auf Lisa verzichten? Niemals!

Am liebsten wäre Farnesi sofort nach der Villa am Tiber hinausgefahren, aber er hatte sich in der Hast angekleidet, war noch nicht rasiert und hatte noch nicht gefrühstückt. Zunächst mußte er heim. Dann war es ja auch für einen Besuch im Hause Wendelin noch zu früh.

Zur Zeit, da Farnesi im Ospedale della Croce Verde den armen Tregonda gefunden hatte, saßen Helmer und Carlotta einander am Tisch gegenüber. Carlotta hatte ihr

Digitized by Google

Frühstück beendet, stützte die Ellbogen auf die Platte und das Kinn auf die zusammengefalteten Hände, plauderte, während Helmer seine Frittura mit grünen Spargeln verzehrte und überlegte, wie er Carlotta vorsichtig ausfragen sollte, ohne sie ängstlich zu machen. Wurde sie mißtrauisch, leugnete sie möglicherweise ihre Bekanntschaft mit Tregonda ab. Carlotta fragte gerade harmlos: „Wer waren die Damen, die gestern vormittag hieher kamen? Die eine war so wunderschön! Christa hatte mir gesagt, ich sollte niemand öffnen, und ich tat es erst nicht. Aber es wurde öfter geklingelt und dann noch gepocht, da dachte ich, es könnte Wichtiges sein. Auch die alte Dame war hübsch und so freundlich und so gute Augen hatte sie, aber besonders gefiel mir die junge, große, die gar nichts sagte. Vor der anderen habe ich mich erschreckt, sie schaute mich so neugierig an und fragte, wer ich sei."

Helmer wurde aufmerksam.

„Wie sah die denn aus?"

„Klein und mager war sie; wie eine Italienerin sah sie aus, sprach auch Italienisch wie eine Italienerin. Sie fragte, ob ich das Stubenmädchen sei oder ein Gast."

„So, das fragte sie?"

„Ja und ich sagte, ich sei hier Gast. Dann gab mir die alte Dame das beschriebene Blatt."

Helmer erkannte aus Carlottas Bericht, daß Frau Forli mit an seiner Tür gewesen war und ärgerte sich darüber. Die hatte natürlich Augen gemacht und sich gewundert und wer weiß was vermutet. Ein junges hübsches, weibliches Wesen in der Wohnung eines Junggesellen! Das mußte Anlaß zu Vermutungen bieten. Und mit Anspielungen darauf ging Frau Forli nun sicher in Rom umher, redete gewiß jeden seiner Bekannten darauf an, ob er denn schon wisse, daß der Helmer ... na, und

Digitized by Google

so weiter. Ärgerlich! Plötzlich kam es wie eine Erleuchtung über ihn. Daher wohl auch Lisas Verstimmung. Was dachte sie von ihm? Für was hielt sie die kleine Carlotta? Wer weiß, was die Forli ihr vorgeschwatzt und eingeredet haben mochte.

Helmer hatte eine fast schlaflose Nacht verbracht, so sehr hatte Lisas kaltes, abweisendes Benehmen ihn beunruhigt. Nun wunderte er sich, daß er nicht früher auf den Gedanken gekommen war, daß ihr gestriger Besuch bei ihm, oder vielmehr an seiner Tür, den Anlaß dazu gegeben hatte. Der Gedanke war ihm nicht gekommen, weil es ihm gar nicht eingefallen, zu glauben, Lisa könnte in ihrem Herzen so kleinlicher Eifersucht und derartigem Mißtrauen Raum geben. Lisa erschien ihm erhaben über derlei weibliche Schwächen. Und wenn ein niedliches, junges Ding ihnen seine Wohnungstür geöffnet, so war das ja doch noch kein Grund, zu glauben, daß er sich in seiner Wohnung ein heimliches Liebchen hielt. Aber die Forli war dabei gewesen. Das erklärte alles! Die hatte sicher mit hämischen Bemerkungen und boshaften Andeutungen nicht gespart.

Helmer war entschlossen, noch heute zu Wendelins zu gehen und Frau Wendelin zu bitten, Carlotta unter ihren Schutz zu nehmen, und zugleich zu erklären, wie die junge Neapolitanerin in seine Wohnung gekommen sei. Zunächst mußte er Carlotta darauf vorbereiten, daß sie nicht länger sein Gast sein konnte und von ihr erfahren, ob sie Tregonda kannte, also die Carlotta war, die Tregonda so verzweifelt suchte.

An den Besuch anknüpfend, erzählte er ihr, daß die beiden Damen, die ihr so gut gefallen hätten, Verwandte von ihm seien, und sie wären es, die er bitten wollte, sich ihrer anzunehmen.

Digitized by Google

„Würden Sie nicht Lust haben, für einige Zeit Gast der lieben älteren Dame zu sein, Carlotta?"

Carlotta wechselte die Farbe, senkte die Wimpern und erklärte bestimmt: „Nein, ich bleibe lieber bei Ihnen, Herr Manfredo."

„Ich behielte Sie recht gern noch viel, viel länger, liebe kleine Carlotta," sagte Helmer, „aber es ist nicht möglich."

„Warum nicht? Ist es störend für Sie, daß ich da bin?"

Traurig fragte sie, und schnell versicherte er: „Nein, nein, im Gegenteil, liebe Carlotta, ich wünschte, ich könnte es immer so gut haben. Was kann sich denn ein alter, griesgrämiger Junggeselle Schöneres wünschen, als mal einen so netten, kleinen Gast — was?"

„Aber Sie sind gar nicht alt und griesgrämig," sagte ganz ernsthaft Carlotta.

Er lachte. „Das ist es ja! Ich bin nicht alt und griesgrämig genug, um mich lange ungestraft solch freundlicher Schicksalsfügung freuen zu dürfen. Um Ihretwillen, Carlotta, darf ich es nicht. Und dann, ich werde demnächst auf längere Zeit verreisen müssen."

„Dann kann ich ja bei Christa bleiben."

„Ja, das ginge schon. Aber auf dauernd doch nicht. Sie müßten ausgehen, und dann würde es sich schnell herumreden, daß Sie hier wohnen, nicht wahr? Man würde fragen: ‚Wer ist das?' Und schließlich wird Ihr Onkel, oder wer es nun ist, von dem Sie entflohen sind, auch erfahren, wo Sie sind. Und bin ich dann nicht da, kann ich Sie nicht schützen."

„Aber ich werde nicht ausgehen."

„Trotzdem wird Ihr Aufenthalt nicht verborgen bleiben. Sehen Sie, die drei Damen, die gestern hier waren, die haben Sie gesehen. Wenn es nur Frau Wendelin und

Digitized by Google

ihre Tochter gewesen wäre, würde das nichts bedeuten, denn mit ihnen will ich Sie ja bekannt machen, aber die dritte Dame, die Sie fragte, ob Sie ein Gast oder das Dienstmädchen wären, die ist neugierig und wird dafür sorgen, daß Gerede entsteht. Und ehe es dazu kommt, muß ich mich von Ihnen trennen."

Carlotta wollte diese Notwendigkeit nicht begreifen. Sie war zu jung, zu unerfahren und zu unschuldig, um sie einsehen zu können. Aus allem hörte sie nur heraus, daß Helmer sie nicht mehr im Hause haben wollte. Traurig senkte sie das Köpfchen.

Helmer aber hatte sich die Lage nicht so schwierig gedacht, wußte nicht recht, wie er ihr erklären sollte, daß ein junges Mädchen nicht längere Zeit bei einem unverheirateten jungen Mann wohnen konnte, ohne ihr die Unbefangenheit zu nehmen, die ihr bisheriges Zusammenleben so angenehm gemacht hatte. Da half sie ihm unbewußt.

„Die Dame wird mich gar nicht haben wollen," sagte sie leise. „Sie sah so vornehm aus und — und wenn sie gar nicht weiß, wer ich bin ... Und die andere, die junge, schöne ... sie hat kein Wort gesprochen, aber sie sah mich nicht freundlich an."

„Sie wird gewiß lieb zu Ihnen sein, wenn ich Sie zu ihr bringe, Carlotta," versicherte Helmer. „Sie ist sehr, sehr gut."

Carlotta schüttelte den Kopf; in ihren Augen schimmerten Tränen.

Helmer wußte nicht, wie er ihr die Notwendigkeit der Trennung klarmachen sollte und die Kleine tat ihm leid. Er versuchte zu trösten.

„Wir können das ja noch überlegen und wenn Tonio heute kommt, mit ihm darüber sprechen, nicht wahr?"

Digitized by Google

Als Carlotta nicht antwortete, nur tiefer das Köpfchen senkte, beschloß er, jetzt nicht weiter davon zu reden.

Er hatte sein Frühstück beendet, entfaltete die „Tribuna", die neben seinem Teller lag. Sein erster Blick fiel auf die in fetten Lettern gedruckte Überschrift: „Tumult auf der Piazza Colonna! Zwei Polizisten, neun Zivilisten verwundet!" Da fiel ihm Tregonda ein und das Versprechen, das er ihm gegeben hatte.

Er wies auf die Zeitung und fragte: „Hörten Sie schon, daß es gestern nacht auf der Piazza Colonna wieder einen Tumult gegeben hat? Ich war dort, als es anfing und kein Mensch wußte, um was es ging. Als Schüsse fielen, habe ich mich davon gemacht. Ich war dort mit einem jungen Herrn Tregonda ..."

Als er den Namen nannte, sah er Carlotta an; sie zuckte zusammen und verräterisch ergoß sich eine Blutwelle über ihr Gesicht.

„Kennen Sie ihn?" fragte er schnell.

„Ich — ich — ich weiß nicht ..." stammelte Carlotta, und ihre Verwirrung, ihr heftiges Erröten ließ keinen Zweifel, daß sie und die Carlotta, die Tregonda suchte, identisch waren.

„Diesen jungen Mann traf ich in großer Sorge um ein junges Mädchen, das seit einer Woche spurlos verschwunden ist," sprach Helmer weiter. „Er hat in ganz Rom nach ihm gesucht, ist verzweifelt, weil er es nicht finden kann, und fürchtet, daß ihm ein Leid widerfahren sein könnte. Er nannte mir den Namen des Mädchens ..."

„Ach, Herr Manfredo!" unterbrach ihn Carlotta und faltete mit flehender Gebärde die Hände.

„So vermutete ich richtig? Sie sind die Carlotta, die Herr Tregonda sucht und ..."

Digitized by Google

Sie unterbrach ihn wieder. „Ja, ja, aber bitte, bitte sagen Sie ihm nicht, wo ich bin! Ach, hoffentlich haben Sie es ihm nicht gesagt!"

„Nein. Aber wollen Sie ihn denn länger in Angst und Sorge um Sie lassen?"

„Was kann ich dafür? Wenn er weiß, wo ich bin, dann muß er es ja auch Herrn Farnesi ..." Erschrocken brach sie ab, weil sie den Namen genannt hatte. Helmer lächelte, beruhigte sie.

„Ja, Herr Farnesi sucht Sie auch, das weiß ich, Carlotta. Er ist der Verwandte, den Sie verlassen haben, nicht wahr?"

Carlotta schlug die Hände vors Gesicht und brach in heftiges Schluchzen aus. Das kam so überraschend, daß Helmer erschrocken aufsprang, rasch um den Tisch herum ging und sanft den Arm um die zuckenden Schultern der Weinenden legte.

„Liebe kleine Carlotta, warum denn Tränen? Sie brauchen sich nicht zu ängstigen. Herr Farnesi wird nie erfahren, wo Sie sind, wenn Sie es nicht wollen, das verspreche ich Ihnen. Und Herr Tregonda ... nun, ihn muß ich wissen lassen, daß die Carlotta, die er so verzweifelt gesucht hat, lebt und wohlbehalten ist. Das habe ich ihm versprochen."

„Ich will hier bleiben — bei Ihnen will ich bleiben!" schluchzte Carlotta und schlang die Arme um seinen Hals, drückte ihr tränennasses Gesicht an seine Brust und schmiegte sich so fest an ihn an, so daß er fühlte, wie ihr zarter Körper im Schluchzen erbebte.

Was sollte er tun? Er konnte das weinende, zitternde Geschöpf, das sich an ihn schmiegte, nicht zurückstoßen, nicht sich die weichen, zärtlichen Arme vom Halse reißen. Sie hatte sich erhoben, als sie ihn umschlang, und er legte

Digitized by Google

den Arm fester um sie, sank auf ihren Stuhl, zog sie wie ein Kind auf seine Knie.

„Kleine Carlotta — kleine Carlotta ..." murmelte er erregt. Er dachte im Augenblick weder an Lisa, noch an Tregonda, er dachte an gar nichts, er empfand nur, daß ein reizendes, liebenswertes Geschöpf vertrauensvoll bei ihm Schutz suchte, und er beugte sich herab, küßte die zwischen dem schwarzen Gelock schimmernde weiße Stirn.

„Kleine Carlotta! Liebe kleine Carlotta!"

Da schrillte laut die Wohnungstürglocke und er fuhr zusammen.

Tregonda! der die Geduld verloren hat, war sein erster Gedanke. Und der nächste: Wenn Lisa mich mit diesem weinenden Mädchen im Arm sehen würde.

Sein Arm lockerte sich; dann löste er vorsichtig die Hände Carlottas, die sich um seinen Nacken gelegt hatten, erhob sich und ließ das Mädchen auf ihren Stuhl zurückgleiten.

„Vernünftig wollen wir jetzt reden, liebe, kleine Carlotta," sagte er. Dann mußte er sich räuspern, weil seine Stimme heiser klang.

Da ging die Türe auf; aber es war nicht Tregonda; Christa brachte einen eingeschriebenen Brief herein. Helmer war froh, daß er Carlotta nicht mehr auf den Knien hielt, Christa war schon erstaunt genug, zu sehen, daß sie weinte.

„Ja, gute Christa, ich habe unserem Pflegetöchterchen gesagt, daß ich bald verreisen soll und daß nun ein neuer Zufluchtsort für sie gefunden werden muß; darum die Tränen."

„Aber so schnell wird es doch zur Abreise nicht kommen," sagte Christa.

Helmer war an seinen Platz zurückgegangen, unter-

Digitized by Google

schrieb die Quittung und zeigte dann auf den Brief, der deutsche Marken trug.

„In dem Brief da werde ich wohl aufgefordert, so bald wie möglich zu reisen."

„Ja wenn, Herr Manfred, dann freilich. Aber dann kann Fräulein Carlotta ja bei mir bleiben."

Voll Hoffnung hob Carlotta den Kopf, blickte durch Tränen lächelnd zu Helmer hinüber.

„Das ginge wohl, das wollen wir alles noch mit Tonio besprechen," sagte Helmer, der einen neuen Tränenausbruch fürchtete.

Carlotta sprang auf und umarmte Christa.

„Ach, Christa, wenn ich bei euch bleiben könnte, wie glücklich würde ich sein!"

So kindlich war das; die halbe Zusage befriedigte sie, machte sie glücklich.

Als sie mit Christa das Zimmer verlassen hatte, um ihr beim Spargelputzen zu helfen, sagte sich Helmer, daß, als sie ihm die Arme um den Hals geschlungen, dies mit etwa aufkeimender Liebe für ihn nichts zu tun gehabt hatte. Sie hatte ihn umarmt, wie ein Kind, das von einer älteren Person etwas erbitten möchte, nicht anders, als wie sie dann Christa umhalste. Sie wollte bei ihm bleiben, weil sie sich bei ihm geborgen fühlte, nicht weil ihr Herz an ihm hing. Da schämte er sich fast der Erregung, die sich seiner bemächtigt hatte, als er dieses Kind auf seinen Knien hielt und sein Köpfchen an seiner Brust lag.

Er ging langsam im Zimmer hin und her. Ihm war zumute, als habe er ein Unrecht begangen, und doch war nichts geschehen. Konnte ihm Lisa einen Vorwurf machen, weil er dieses Kind an sich gedrückt und geküßt hatte? Und Tregonda? Ein Recht an ihn hatte Lisa Wendelin noch nicht, konnte es nicht fordern, weil sie bisher nicht

Digitized by Google

danach verlangt hatte. Gegen Tregonda war er zu nichts verpflichtet. Der heißblütige junge Mensch war augenblicklich in Carlotta verliebt, aber das vielleicht nur deshalb so heftig, weil er um ihr Leben bangte. Ob Carlotta seine Liebe erwiderte, erschien Helmer fraglich. Sie war errötet, als er den Namen Tregonda erwähnte, aber das war wohl mehr aus Schreck geschehen, weil sie gefürchtet, daß nun ihr Zufluchtsort entdeckt werden würde.

Helmer blieb stehen und machte eine ärgerliche Bewegung. Warum versuchte er eigentlich, sich vor sich selber zu entschuldigen? Mußte er sich etwas vorwerfen? Nein! Ein junges, weinendes Geschöpf hatte sich an seine Brust geschmiegt und er hatte es nicht von sich gestoßen. Er atmete auf. Im Geist fühlte er wieder den warmen, bebenden Körper des Mädchens an seiner Brust; heiß durchrieselte es ihn. Dann entschied er, Carlotta dürfte nicht länger bei ihm bleiben. Noch heute mußte er mit Frau Wendelin sprechen, und konnte oder wollte sie Carlotta nicht bei sich aufnehmen, würde sie ihm doch gewiß helfen, das Mädchen anderwärts gut unterzubringen. Er sah auf die Uhr. Schon war es nach zehn. Sofort mußte er zu Tregonda schicken, damit der junge Mensch nicht die Geduld verlöre und zu ihm käme.

Helmer ging in das Vorzimmer, von wo ein Sprachrohr in die Pförtnerwohnung hinabführte. Er bat, ihm den Gianino, den vierzehnjährigen Sohn des Pförtners, hinaufzuschicken, wenn der einen Gang für ihn machen könne. Ja, das könne Gianino, antwortete es von unten.

Rasch schrieb er einige Zeilen an Tregonda, versprach, ihm bald weitere Nachrichten zu senden, und schickte Gianino mit dem Brief fort.

Dann kleidete er sich sorgfältig an, um zu Wendelins zu gehen. Je rascher er handelte, umso besser war es für

Digitized by Google

alle. Er beabsichtigte, nur Frau Wendelin zu sehen und zu sprechen, gar nicht nach Lisa fragen.

Er wollte eben die Wohnung verlassen, als Gianino zurückkam und meldete, er habe den Brief abgegeben, aber Herr Tregonda sei nicht zu Hause gewesen. Der Herr sei in der Nacht verwundet worden und läge im Ospedale della Croce Verde. Helmer erschrak. Ob Tregonda schwer verwundet sei? Ja, sagte Gianino, der Diener des Herrn Tregonda wäre nicht dagewesen, aber der Pförtner des Hauses habe gemeint, es stünde schlimm.

Da beschloß Helmer, zunächst nach dem Ospedale della Croce Verde hinauszufahren. Wenn Tregonda bei Bewußtsein war, quälte ihn womöglich die Ungewißheit über das Schicksal des von ihm geliebten Mädchens, und Helmer hielt es für seine Pflicht, ihn darüber so schnell wie möglich zu beruhigen.

Silvio Farnesi traf schon kurz vor halb elf an der Villa am Tiber ein; Frau von Wendelin und Fräulein Fricka waren ausgefahren, und auf seine Frage wurde ihm gesagt, Gräfin Lisa sei zu Hause, aber im Bad. So mußte er unverrichteter Dinge umkehren. Er hinterließ keine Nachricht, beschloß aber, am Nachmittag wieder vorzusprechen. Er wollte sich Klarheit, mußte sich Gewißheit verschaffen. Wie ein vergifteter Stachel brannte, was die Forli zu ihm gesagt, in seinem Herzen.

Während er der Stadt zuschritt, überlegte er, ob an dem, was die Forli geredet, etwas wahr sein könne. Er erinnerte sich, daß Lisa diesen Vetter Helmer vor dem Kriege gern gemocht hatte und er schon damals auf ihn eifersüchtig gewesen war. Es schien ihm jetzt, als habe sich Lisa verändert, seit dieser Mensch zurückgekommen war, als sei ihr Verhalten ihm selber gegenüber seitdem anders ge-

Digitized by Google

worden. Wenigstens suchte er sich das jetzt einzureden. Er begann erregt darüber nachzudenken, wie er den gefährlichen Menschen beseitigen oder unschädlich machen könnte. Da kam ihm der Gedanke, ihn zu beleidigen und zu einem Duell herauszufordern. Farnesi war ein ausgezeichneter Pistolenschütze. Aber einen solchen Plan mußte er bald wieder verwerfen. Ja, wenn Helmer ein Deutscher gewesen wäre, ein Deutscher war ja immer schnell bereit, sich vor die Mündung einer Pistole zu stellen, wenn man ihm an die Ehre griff, doch Helmer war Engländer, jedenfalls in englischen Anschauungen aufgewachsen, der fing womöglich an zu boxen, wenn man ihn beleidigte, und dann war man seinen kräftigen Armen und Fäusten gegenüber so gut wie wehrlos.

Helmer spielte sich ja zurzeit auf den Deutschen hinaus, er tat das wohl nur Lisa zu Gefallen, und es war bedauerlich, daß er nicht ein echter Deutscher war. Wäre er es, würde er ihm gegenüber leichtes Spiel gehabt haben. Helmer als Deutschen hätte man aus Rom und Italien ausweisen lassen können, um ihn so aus Lisas Nähe zu verbannen. Er — Farnesi — besaß einflußreiche Freunde genug, die ihm seinen Wunsch erfüllt und die Ausweisung veranlaßt hätten. Deutsche waren zurzeit in der ganzen Welt rechtlos, überall im Ausland nur geduldet, und eines besonderen Grundes zur Ausweisung hätte es wohl kaum bedurft. Aber — Helmer war ja leider englischer Staatsangehöriger und darum unantastbar. Ärgerlich!

Es mußte sich aber etwas finden, das ihn in Lisas Augen herabsetzte, jedenfalls durfte er ihm nicht mehr freies Feld lassen, mußte ihm zuvorkommen — wenn es nur nicht schon zu spät war. Vielleicht konnte man ihn bei seinen englischen Behörden verdächtigen, ihn als allzu

Digitized by Google

deutschfreundlich denunzieren, etwa gar als heimlichen Spion Deutschlands hinstellen. Seine Reise nach Deutschland zu den deutschen Verwandten konnte dazu benützt werden. Verschiedener Äußerungen aus Helmers Mund erinnerte sich Farnesi, die ihn als verdächtig deutschfreundlich erscheinen lassen mußten. Sein Name war ja deutsch genug, seine Abstammung reindeutsch. Jetzt, wo zwischen Deutschland und England ja auch sogenannter Friede bestand, war freilich nicht so viel damit zu erreichen, als während des Krieges möglich gewesen wäre. Aber vielleicht ging es doch.

Farnesi war so in seine Gedanken versunken, daß er Paul Koller übersah, als er ihm auf dem Korso entgegenkam. Koller redete ihn an: „Farnesi! Sie sehen ja aus, als brüteten Sie über einem Königsmord."

Silvio fuhr zusammen, als sei er bei einer Freveltat ertappt worden, lächelte gezwungen, und es war ihm anzusehen, daß ihm die Begegnung nicht besonders angenehm war, was aber Koller nicht abhielt, sich ihm anzuschließen.

„Wo kommen Sie her?" fragte er.

Farnesi antwortete nicht darauf. Er fing an, von Tregonda zu sprechen und schalt auf ihn, weil er sich in einen derart nutzlosen Tumult gemischt hatte.

„Vielleicht ist er unabsichtlich hineingeraten. Ich war eben droben im Ospedale della Croce Verde, den armen Kerl zu besuchen. Ich ging gleich hin, als ich von seiner Verwundung hörte. Es ist ja nicht lebensgefährlich — nicht wahr? Ein Stockhieb über den Kopf und die Fleischwunde im Arm, nur der Blutverlust ist bedeutend. Er war noch so schwach, daß er mir nur zunicken konnte."

„Das vergeht bald," sagte Farnesi.

„Ja, freilich. Als ich aus dem Ospedale kam, begegnete

Digitized by Google

mir Helmer, der auch zum Krankenbesuch kam. Der war mit Tregonda auf der Piazza Colonna gestern abend als der Tumult begann und hat sich mit echt englischer Geschicklichkeit rechtzeitig in Sicherheit gebracht, dabei verlor er Tregonda aus den Augen. Apropos, Helmer! Wissen Sie, daß Ihr Beispiel, lieber Farnesi, Schule macht?"

„Wieso?"

Koller lächelte verschmitzt, wiegte den Kopf. „Nun ja — man sagt, er habe sich nun auch eine Nichte zugelegt Ja—a, ich meine natürlich die Nichte von jemand anders. Die Forli hat sie gesehen. Aber um Gottes willen verraten Sie nicht, daß ich zu Ihnen davon gesprochen habe, sonst steigt sie mir aufs Dach! Sie hat es mir sozusagen unterm Siegel der Verschwiegenheit anvertraut, doch unter uns, nicht wahr ...?"

„Ah — die Forli?" sagte Farnesi wegwerfend.

„Nein, was Wahres ist wohl daran, denn Frau Wendelin und Gräfin Lisa sind ja dabei gewesen, als ihr bei Helmer ein wunderhübsches junges Ding die Wohnungstür öffnete und ich meine sogar ..."

„Gräfin Lisa hat das Mädchen gesehen?" unterbrach ihn gespannt Farnesi.

„Ja! Und ist ihr ein bisserl in die Nase gestiegen, daß die Forli dann darüber ihre Glossen gemacht hat. Stellen Sie sich vor: Der tugendhafte Vetter Manfred und ein blitzsauberes junges Mäderl in seiner Wohnung! Aber nicht als Stubenmädel etwa — nein, als Gast. Die Kleine hat es selber gesagt! Gefundenes Fressen für die Forli. Die stellt nun Vergleiche an Bei Ihnen sei es eine Nichte des Andrea und beim Helmer ... na ja. Die Forli meint, der Beschreibung dieser Nichte nach, könnte es fast eine Doppelgängerin der Nichte des Andrea sein. Übrigens,

Digitized by Google

was ich fragen wollte, hat sich denn bisher keine Spur von dem vermißten Mädchen gefunden?"

„Sie ist zu ihren Angehörigen zurückgekehrt," log Silvio Farnesi.

„Ah so — das freut mich, das wird dem armen geängstigten Onkel Andrea eine große Beruhigung sein."

Farnesi hätte am liebsten Koller einen Faustschlag in sein faunisch lächelndes Gesicht gegeben, aber er bezwang sich gewaltsam, weil er über das Mädchen, das die Forli in Helmers Wohnung gesehen haben wollte, mehr zu erfahren wünschte. Er dachte nicht an die Möglichkeit, daß dies Mädchen seine Carlotta sein könnte, ihn interessierte der Fall nur Lisas wegen. Wenn Lisa dieses Mädchen an Helmers Wohnungstür auch gesehen und die Forli danach ihre Glossen gemacht hatte, war gewiß Verdacht in Lisa rege geworden, den man zu Helmers Ungunsten ausnützen konnte.

Er fragte vorsichtig. Koller sagte, er wisse gar nichts, aber freilich, nach der Beschreibung, welche die Forli von dem Mädchen gemacht, müßte das ein allerliebstes Dingelchen gewesen sein.

„Wissen Sie, Farnesi," fügte er boshaft hinzu, „wenn Sie mir nicht gerade versichert hätten, daß die Nichte des Andrea zu ihren Angehörigen zurückgekehrt sei, würde ich glauben, Helmer habe sie Ihnen entführt."

Diese zweite Anspielung auf Carlotta machte Farnesi doch stutzig. Wie kam Koller dazu? Wußte er etwa mehr über Carlottas Aufenthaltsort, als er geradeaus verraten wollte? Koller war ja immer merkwürdig gut unterrichtet, er kam so viel herum, kannte so verschiedenartige Menschen. Koller wußte immer alles.

„Wahrscheinlich," sprach Koller in seiner langsamen Weise weiter, „steckt überhaupt nichts dahinter als der

Digitized by Google

guten Forli lebhafte Phantasie. Vermutlich ist das Mädchen die Tochter von irgendeiner Freundin der alten Christa, und der tugendhafte Manfred hat überhaupt keine Ahnung davon, welchen allerliebsten kleinen Vogel seine Wohnung zuweilen beherbergt."

Zwei Bekannte Paul Kollers überholten sie hier und machten ihrem Gespräch ein Ende.

Farnesi verabschiedete sich hastig, und ein Stück des eben zurückgelegten Weges zurückgehend, bog er in die Via della Vita ein.

Er war noch nie bei Helmer gewesen, aber er wußte, wo er wohnte, und er wußte auch, daß er zurzeit gerade nicht zu Hause war, da Koller ihn am Ospedale della Croce Verde getroffen hatte. Es war ziemlich sicher anzunehmen, daß er von dort noch nicht zurückgekehrt sein konnte. Wenn doch, so diente Tregondas Verwundung ihm als Vorwand zu seinem Besuch. Es war doch seltsam, daß Koller zweimal auf Carlotta angespielt hatte, als er von dem jungen Mädchen sprach, das die Forli in Helmers Wohnung gesehen haben wollte, so unwahrscheinlich es auch war, daß sie gerade bei ihm sich aufhielt. Wo hätte sie ihn kennen lernen sollen? Helmer war ja erst vor kurzer Zeit aus Deutschland zurückgekehrt. Immerhin konnte ein Zufall sie ihm in die Hände gespielt haben. War aber das Mädchen nicht Carlotta, so konnte er doch feststellen, ob sich ein solches überhaupt in der Wohnung des — wie Koller ihn nannte — „tugendhaften Manfred" aufhielt.

An dem Pförtner ging er vorüber, ohne eine Frage an ihn zu richten, und oben öffnete ihm Christa, die ihn nicht kannte, und fragte nach seinem Begehr, erwiderte, als er nach Helmer fragte, daß er nicht zu Hause sei. Um Zeit zu gewinnen, erkundigte sich Farnesi noch, wann Herr

Digitized by Google

von Helmer wohl heim kommen würde. In diesem Augenblick öffnete sich eine Türe, und Carlotta, die glaubte, daß Helmer gekommen sei, trat heraus, erschrak, als sie Farnesi erkannte, und wollte sich rasch wieder zurückziehen. Aber schon hatte er sie erblickt, sprang auf sie zu und ergriff sie am Arm.

„Carlotta — was tust du hier?!"

Carlotta war so fassungslos entsetzt, daß sie kein Wort über die erblaßten Lippen brachte und einer Ohnmacht nahe war. Schnell kam Christa ihr zu Hilfe.

„Was wollen Sie? Was fällt Ihnen ein?" fuhr sie zornig Farnesi an. Unwirsch wies er sie zurück.

„Fort! Ich bin ihr Vater! Ich habe das Recht, mit ihr zu sprechen und sie muß gleich mit mir gehen!"

„Nein, nein!" rief Carlotta und suchte sich von ihm zu befreien.

„Doch, du mußt, du mußt!" raunte ihr Farnesi zu und ließ sie nicht los. „Was tust du hier? Wie kamst du hierher? Doch das kannst du mir später erklären, jetzt mußt du mit mir gehen, denn — höre — es handelt sich um Leben und Tod!"

„Nein, ich gehe nicht mit Ihnen!" sagte bestimmt Carlotta.

„So willst du, daß deine kleine Schwester stirbt?"

„Wer?"

„Dein Schwesterchen Riccarda! Es ist auf den Tod krank und verlangt nach dir und versagt alle Speise, weil es sich nach dir sehnt. Herr Aresa ist seit einigen Tagen in Rom und sucht verzweifelt nach dir, weil nur du die kleine Riccarda dem Tode entreißen kannst."

„Riccarda — meine kleine Ricca krank?"

„Sterbend! Wenn du zögerst, wird sie sterben!"

„Mein Gott!"

Digitized by Google

„Wenn du gleich mitgehst, könnt ihr den Mittagszug nach Neapel noch erreichen und — die kleine Ricca ist gerettet! Aber keine Minute ist zu verlieren. Schnell hole deinen Hut, eine Jacke und fort!"

Carlotta zitterte vor Aufregung, Tränen stürzten aus ihren Augen.

„Meine Ricca, meine kleine Ricca!" rief sie und nun wandte sie sich zu Christa, die dem hastig und im Flüsterton geführten Gespräch nicht hatte folgen können: „Christa ich muß fort. Ich muß gleich fort. Meine kleine Schwester stirbt und verlangt nach mir!"

„Aber Sie werden doch nicht fortgehen, ehe Herr von Helmer heimgekommen ist."

„Keine Minute ist zu verlieren!" rief Farnesi. „Zögerst du noch lange, Carlotta, dann bist du Schuld am Tod deines Schwesterchens!"

Da stieg ein furchtbarer Verdacht in Carlotta auf.

„Ist es denn auch wahr?" fragte sie zurücktretend und sah Farnesi drohend an.

„Gott und alle Heiligen sollen es bezeugen, daß ich wahr spreche!" rief Farnesi und hob wie zum Schwur die Hand. „Carlotta, komm, komm, du mußt mitgehen, du darfst dein Schwesterchen nicht sterben lassen, nie im Leben könntest du dir das vergeben, komm! Ich schwöre dir, es ist, wie ich sage! Ich bringe dich gleich zu Herrn Aresa, der schwer bereut, dich nicht in Neapel behalten zu haben. Er ist ein gebrochener Mann und wird dich als dein Vater in seine Arme schließen, dich nie wieder von sich lassen. Komm! Es ist kein Augenblick zu verlieren!"

Die ganze Zeit fürchtete Farnesi, Helmer könne kommen, ehe es ihm gelang, Carlotta zu überreden, mit ihm zu gehen und diese Angst klang aus dem Ton seiner Stimme, sie übertrug sich auf Carlotta, die nun nicht mehr zögerte.

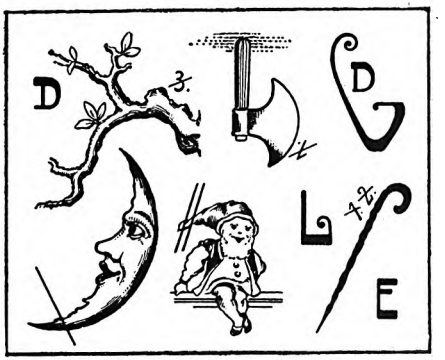
Digitized by Google

„Ich muß! Ich muß!“ rief sie und warf sich Christa weinend an die Brust. „Christa, sage Herrn Manfredo, daß ich fort mußte und warum, auch Tonio sage es. Meine kleine Ricca darf nicht sterben!“

Sie riß sich aus Christas Armen, sprang in ihr Zimmerchen zurück, holte einen Hut, und ehe Christa noch recht begriff, was vor sich ging, eilte sie mit diesem, Christa völlig fremden Menschen die Treppe hinunter. Christa wollte ihr nacheilen, sie zurückhalten, sie glaubte bestimmt, dieser Mensch wäre ein Betrüger. Aber so schnell konnte sie mit ihren alten Beinen den beiden nicht folgen, dazu war ihr der Schreck in alle Glieder gefahren, sie stand hilflos und starrte ihnen nach. Als sie sich endlich aufraffte und ans Fenster lief, auf die Straße hinabsah, konnte sie nur noch sehen, wie Carlotta mit dem Fremden eine Droschke bestieg, die mit ihnen rasch davonrollte.

(Fortsetzung folgt)

Bilderrätsel



Auflösung folgt am Schluß des nächsten Bandes.

Digitized by Google

Das Werden und Vergehen der Alpenseen

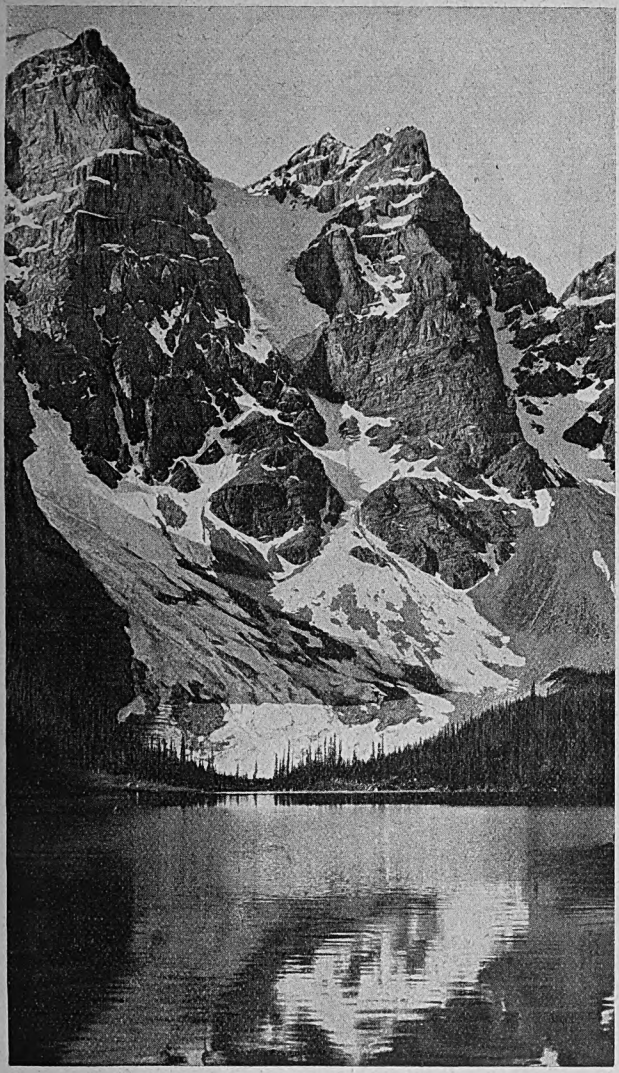
Von Gallus Hunold / Mit 17 Bildern

Mit einem schönen Vergleich hat man die Seen die „Augen der Landschaft" genannt, in denen sich der Himmel spiegelt. Wer in einem Ort oder einer Stadt aufgewachsen ist, die an einem See lagen, der wird im Flachland, wo es oft weit und breit kaum einen größeren Fluß gibt, vom Heimweh nach dem See ergriffen werden.

Wenn schon ein einigermaßen großer Teich, der sich in flachem Gelände findet, voll anziehender Reize ist, um wieviel mehr wirkt die vielgestaltige Naturschönheit eines im Voralpengebiete oder gar in den Hochalpen gelegenen Sees. Idylle und höchste Romantik sind oft nahe beieinander. Da spielen die Wellen am flachen Ufer, Kähne und Seegelboote schaukeln auf leise bewegtem Wasser, und der Kies auf dem Grunde liegt so klar da, daß man jedes Steinchen zählen zu können glaubt. Einen Büchsenschuß weiter ragt hohes Schilf mit im Winde sich beugenden Wedeln aus dem Wasser, und dahinter steht Wald, der sich scharf in der glänzenden Fläche spiegelt. Wildenten und allerlei Vögel hausen da, die oft ausschwärmen und in langen Ketten durch die Luft ziehen.

An einer anderen Stelle erheben sich wellig geformte, grünende Hügel, auf denen nackte Felsblöcke hell in der Sonne leuchten. Dort fallen hohe Felswände fast senkrecht zum Wasserspiegel ab und dahinter erheben sich in matten Farben breite Bergketten, die, auf den Spitzen von Schnee bedeckt, hoch in den blauen Himmel hineinragen. An sonnigen Tagen ziehen weiße Wolken darunter

Digitized by Google



Typiſcher Gletſcher und Moränenſee.

Digitized by Google

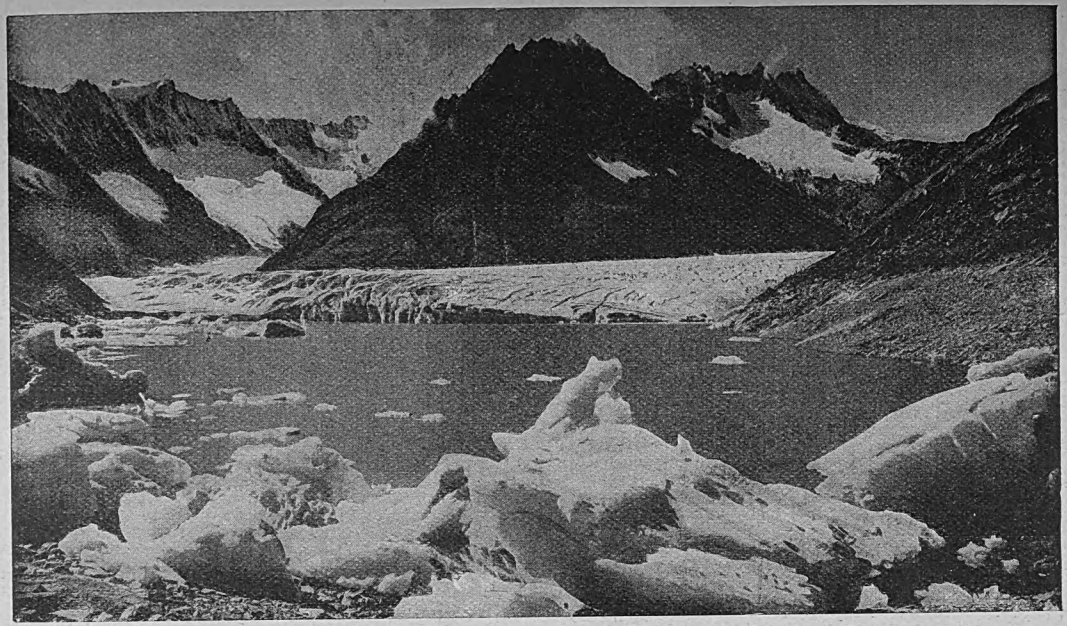
hinweg, die sich samt der tiefen Bläue der Luft im Wasser spiegeln. Und drüben reichen mächtige Schwarztannen so nahe ans Seeufer, daß es im Spiegel erscheint, als wurzelten sie im Wasser. Wollte man all diese Schönheiten in Worte zu fassen suchen, so müßte man viele Seen einzeln beschreiben, denn in jedem offenbart sich ein anderes Stück Natur.

Wo Wasser ist, siedelten sich von jeher Menschen gerne an, denn dieses Element ist zum Leben unentbehrlich. So entstanden fast alle alten großen Kulturen in Ländern mit großen Strömen oder Flußläufen. Und an unzähligen Seen fand man Reste einstiger Bewohner, die dort auf eingerammten Pfählen und kunstvoll angelegten Rostbauten ihre Heimstätten errichteten*. Reiche Funde hat man in verschiedenen Seen gemacht, oft aber auch in Moorgegenden, wie vor einiger Zeit bei Schussenried, die einst von Wasser überflutet waren. Denn auch die Seen sind nichts Unwandelbares; wo in unvordenklichen Zeiten die Wasser der Ozeane die Erde bedeckten, grünen heute Wiesen, zieht der Landmann seine Furchen in den Ackerboden, dehnen sich große Städte aus, und Bahnen durcheilen auf blitzenden Eisenschienen das Gelände.

Wer hätte nicht von der idyllisch gelegenen Roseninsel im Starnberger See gehört? Sie ist ein Zeugnis dafür, wie viele, unzählige Geschlechter der Menschen darauf einst lebten und wieder verschwanden. Auch die Insel blieb in ihrem Umfang nicht unberührt im Wandel der Zeiten. Sooft auf der Insel der Rosen die Spitzhacken den Boden aufrissen, um Fundamente für einen Bau zu legen, stieß man auf Zeugen ferner Vergangenheit. Vor

* Vergleiche: „Wohnungen auf dem Wasser", Bibliothek der Unterhaltung und des Wissens, Jahrgang 1922, Band 7, Seite 101—127.

Digitized by Google



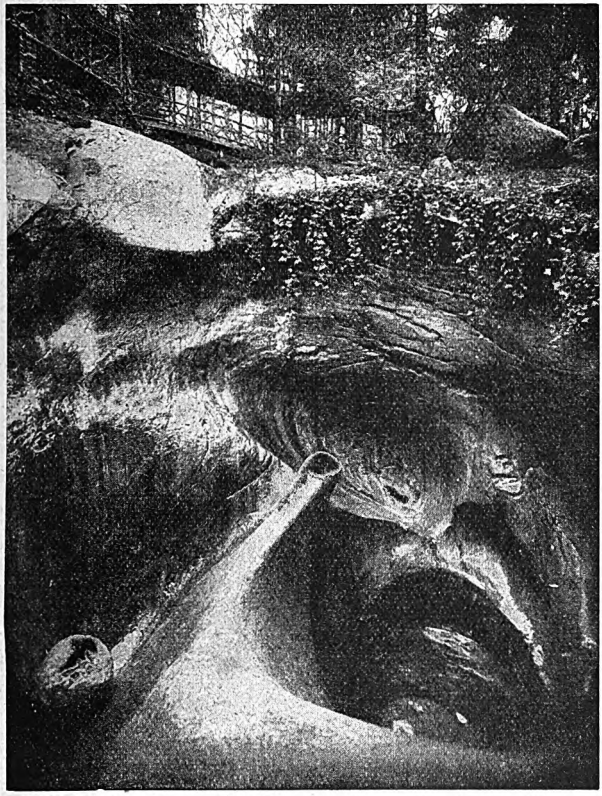
Der Mörilsee im Berner Oberland am Fuß des Eggishorns, in einer Höhe von zweitausenddreihundertsiebenundsechzig Meter neben dem Aletschgletscher.

Digitized by Google

Jahrtausenden lebten dort Menschen, die als Werkzeuge Steinbeile und Feuersteinmesser benützten. Beim Schürfen und Graben hat man alte, aus der Steinzeit stammende Pfahlbaureste gefunden; Bronzegegenstände wurden zutage gefördert, Brandspuren entdeckte man, sowie Scherben und Ziegel aus römischer Zeit. Das waren Trümmer von Villen, die sich die Römer auf der Insel erbaut hatten. So weit zurück diese Funde auch leiten, über recht viel mehr als zehntausend Jahre, da es menschliche Siedlungen dort gegeben hat, kommt man wohl kaum hinaus. Einst aber gab es dort weder den Starnberger See noch die in ihm so wundervoll anmutig gelegene Roseninsel. Das war vor der Eiszeit, als die Wasserfluten der Gletscher die Fläche überfluteten, auf der sich heute München ausdehnt. Und dann kam eine schauerliche, gewaltige Epoche, die in Jahrhunderttausenden der Erdoberfläche ein anderes Aussehen gab. In der Eiszeit entstanden Gletscher, wanderten und schoben sich weiter, riesige, tausend Meter hohe Eisblöcke durchstießen kilometerlange Schuttkegel; gischtend, gurgelnd und brausend, Steine und Geröll fortreißend, überschwemmten die freigewordenen Fluten das tieferliegende Gelände, und ein See füllte ein Bett an. Im Starnberger See leben heute noch kleine Krebse als Nachkommen der winzigen Planktonwelt, die mit den Wasserfluten der Eiszeit dahin gekommen waren; neben vielen anderen geologischen Merkmalen sind sie ein „lebendes" Zeugnis dafür, daß dieser See sein Entstehen den Gletscherdurchbrüchen eines fernen Weltzeitalters verdankt.

Die Ursache der Vereisung ganzer Erdteile ist noch nicht einwandfrei festgestellt. Es gibt verschiedene, geistvoll erdachte Theorien, die indes hier nicht erwähnt werden sollen, da es sich zunächst um die Entstehung der im

Digitized by Google



Der Gletschergarten in Luzern, ein großartiges Bild der Gletscherarbeit, mit sechsunddreißig Gletschertöpfen und -mühlen.

Alpengebiete gelegenen Seen handelt. Früher nahm man an, daß diese Seen durch eine große Vergletscherungsperiode vor der Ausfüllung bewahrt geblieben seien. Dann machte sich eine andere Auffassung geltend, die 1859 zu-

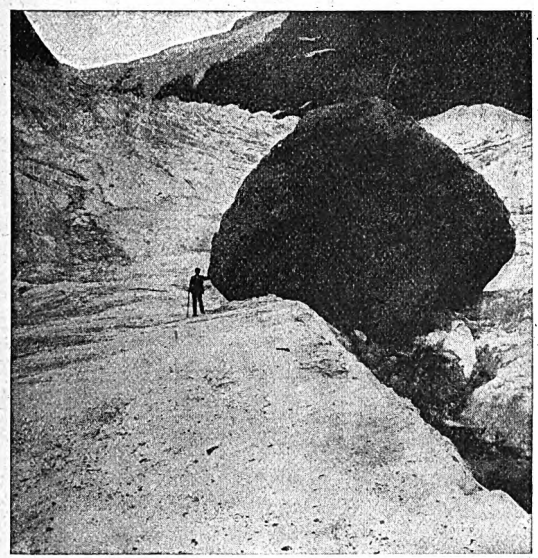
Digitized by Google

erst von Gabriel de Mortillet und zwei Jahre danach auch von A. C. Ramsay vertreten wurde. Beide Forscher behaupteten, daß viele Seebecken und die norwegischen Fjorde nur durch die Tätigkeit der Gletscher erklärt werden könnten. Zur gleichen Zeit wie Ramsay lehrte der berühmte Physiker J. Tyndall, nicht nur die Seen in den Alpen, sondern auch die Täler wären erst von den Gletschern während der Eiszeit entstanden. Unter den Geologen, Geographen und Physikern konnte man sich lange nicht entschließen, diese Auffassungen zu teilen. In der wissenschaftlichen Welt entbrannten zunächst nicht geringe Kämpfe, die dann doch allmählich zur Klärung der Ansichten führten. Albrecht Penck gebührt das größte Verdienst in der Lösung dieser großen Fragen; er hat eine Karte der Vereisungsgebiete der Alpen geschaffen, eine Aufgabe, die Wahnschaffe für Norddeutschland durchführte. Penck berechnete auf Grund vieler Beobachtungen, daß man vier große Vereisungszeiten annehmen müsse, die in Zwischenräumen verschiedenen Temperaturschwankungen unterworfen waren. Diese vier Epochen hat Penck an vier Aufschotterungen von verschiedenem Alter und zeitlich damit verbundenen Moränen — von den Eismassen an ihren Rändern abgeladene Schuttmassen — nachgewiesen.

Als sich die gewaltige Vergletscherung und Vereisung fast über die ganze Erde ausdehnte, umgaben die Nordsee nicht die heutigen Länder; England lag in jener Zeit samt anderen Teilen Europas noch völlig unter Eis. Von den Alpen her fluteten Eisströme in die flacher gelegenen Teile. Ein ungeheurer Eisgürtel reichte nördlich über die Donau hinaus, und die höheren Mittelgebirge, der Schwarzwald, die Vogesen, das Riesengebirge und der Böhmer Wald waren gleichfalls von Gletschern bedeckt.

Digitized by Google

Im Flachland erstreckten sich die Vereisungen noch weithin. Skandinavien lag ganz unter Eis, das langsam abschmolz. Gewaltige Eismassen kamen von dorther bis in den Harz und die Lausitz und stauten sich in Massen von mehreren hundert Meter Dicke an. Nach Polen und in



Der Grindelwaldgletscher. Ein Felsblock auf dem Gletscherstrom.

Teile Rußlands, die Ukraine, reichte das weite Ausdehnungsgebiet des mächtigen nordischen Eisgürtels.

Manche dieser Gletscher bestanden wohl aus reinem, blau oder grünlich schimmerndem blasigem Eis, wie der blaumassige Rosenlauigletscher im Haslital. Andere wirkten schmutzig durch Erdmassen und Gesteinschutt, den sie in großen Massen mitführten; viele werden unter aufsitzendem Geröll ganz verborgen gewesen sein.

Digitized by Google

Wo sich heute noch Findlingsblöcke und Trümmer von Gesteinen ortsfremder Herkunft finden, stammen sie aus der Eiszeit. Aus der Ferne von den oft turmhohen Eisblöcken mitgeschleppt, blieben sie nach dem Abschmelzen liegen, als Zeugen einer gewaltigen eisigen Länderüberflutung, die fast alles Leben bedrohte oder vernichtete und nur einen schmalen Gürtel freiließ.

Bekannt sind die „Gletschertische"; oft sind es gewaltige Massen, Gesteinsplatten oder Blöcke, die auf einer Eispyramide ruhen. Einst stürzten diese Brocken oder Platten von Gebirgen herab und blieben auf dem Eis liegen. Schmolz das Eis in ihrer nächsten Umgebung, dann erhielt sich ein Stück als Träger, auf dem der Block liegen blieb.

Die Gletscherfluten und das von den Alpen und aus dem Norden vordringende Eis trugen nicht nur Findlinge herbei, sie führten auch zermürbte Steine, Sand, Ton, allerlei Geschiebe und Geröll mit, das sich ablagerte, wie dies auch von Strömen und Flüssen bekannt ist. Die Gletscher zerstörten und verkleinerten auf ihrem Vordringen alles, was ihnen im Wege war; wo sie herkamen, nahmen sie Trümmerwerk der Gesteinsmassen auf sich. Mit den Vorderteilen, den „Stirnmoränen", schoben sie gewaltige Massen vor sich her, die, nach dem Abschmelzen liegen bleibend, die Richtung ihres Weges verraten. Solche Stirnmoränen, die oft bedeutende Höhe erreichten, bestanden aus übereinander aufgehäuftem Gebirgschutt, großen und kleinen Stücken, von mächtigen Blöcken bis zu feinem Sand. Die Grundmoränen der unteren Gletscherbildungen führten gleichfalls Trümmer und ungeheure Schlammansammlungen mit sich. An vielen Wänden blieben bis heute Spuren übrig, die von den mitgeführten Steinen und der Bewegung der Gletscher zeugen,

Digitized by Google

die „Gletscherschliffe". Seitliche Schliffe haben sich an harten Felswänden und weicheren Ablagerungen und Schichten erhalten und ebenso die an diesen Stellen im Eise mitgeführten Moränen, liegen gebliebene Schutt-

Gletscherschliffe, entstanden durch das Vorwärtsschieben des einstigen Reußtalgletschers.

massen, die sich oft meilenweit erstrecken. So bildeten die Mittelmoränen des Aargletschers an seinem Ende einen sechzig Meter hohen, schuttbedeckten Eiswall. Die Gletscher schliffen durch die unwiderstehliche Kraft ihrer Reibung alle Unebenheiten der Gesteine ab; sie polierten ganze Flächen, über die sie sich fortbewegten oder an

Digitized by Google

denen sie sich seitlich vorbeipreßten. Sandige Brocken zogen gleichlaufende Striche in das Gestein, größere und härtere Stücke verursachten vertiefte Streifen. Als Schleifstoff wirkte der feinere Schlamm.

Gewaltig waren die Abtragungen der oberhalb der Schneegrenze entstehenden Gletscher, die in stetiger, teils fließender, teils langsam oder schneller gleitender Bewegung den tiefergelegenen Geländen zustrebten. So entstanden im Pogebiete mehr als hundert Meter dicke Aufschichtungen.

Penck hat die Dauer der großen Eiszeit aus solchen Ablagerungen zu berechnen gesucht. Hochgebirgsflüsse, wie Kander und Reuß, brauchen drei- bis viertausend Jahre, um ihr Einzugsgebiet um einen Meter an Tiefe zu verringern. Ebenso rasch wirkende Kräfte hätten also mindestens drei- bis viermalhunderttausend Jahre gebraucht, um die Poebene aufzuschütten; die großen, aus den Alpen und ihrem Südfuß austretenden Flüsse aber wohl drei- bis viermal so lange Zeit.

Schürmann hat nach sorgfältig durchgeführten Versuchen berechnet, daß der Neckar in zwanzigtausend Jahren sein Gebiet um einen Meter niederer machen könnte. Ein Alpenfluß stürzt eben mit großer Gewalt nieder und reißt die rascher verwitternden Gesteinsteile des Hochgebirges in größerer Menge mit sich. Der Hinterindien durchströmende Irawadi erniedrigt sein Stromgebiet schon in dreizehnhundert Jahren um einen Meter. So ist auch durch Keilhack aus Dünenbildungen errechnet worden, welche Zeit zur Bildung solcher Ablagerungen nötig war. Und ebenso, wie lange das Eis zum Zurückweichen von dem baltischen Endmoränenrücken bis Südschweden brauchte; dabei ergab sich als Höchstmaß zwanzig- bis fünfundzwanzigtausend Jahre. Die Dauer der vier Eis-

Digitized by Google

zeitperioden setzt man auf rund fünfmalhunderttausend Jahre. Nach Albrecht Penck darf man sie auf eine halbe bis eine Million Jahre schätzen. Das sind Zeiträume, in denen durch die Einwirkungen aller beteiligten Naturkräfte und der Eiszeitgletscher bedeutende Veränderungen

Der kleine See in der Nähe des Hospizes auf dem St. Gotthard.

der Erdoberfläche erfolgen konnten, die auch für die Bildung der Alpenseen von großem Einfluß waren. Penck hat in den meisten Fällen überzeugend nachgewiesen, daß es sich bei der Seenbildung um glaziale, also um eiszeitliche Wirkungen handelt. Sogenannte Abdämmungseen entstehen, wenn in einem engen Tale oder quer gegen ein Flußbett durch Aufwerfen eines Dammes ein Becken zustande kommt, in dem sich das Wasser anstaut und einen See bildet. Dabei konnten entweder Bergstürze

Digitized by Google

wesentlich beteiligt sein oder ein Gletscher, der durch den Schutt von Moränen einen Abschluß bildete.

Nach Penck ist der Wolfgangsee in der Hauptsache eine Felswanne, die beim Rückzug der großen Vergletscherung durch eine vierzig bis fünfzig Meter hohe Moräne gestaut wurde. Zwei zusammentreffende Gletscher, deren Grenzgebiet durch außerordentlich mächtige Moränenablagerungen bezeichnet ist, sperrten ein siebenundsechzig Meter tiefes Tal ab, wodurch der Fuschlsee gestaut wurde. Stauend wirkten Moränenlager zur Bildung des Irr- und Mondsees.

Im Berner Oberland stürzten zwei Felshörner der Diablerets ab, wodurch sich die heute noch vorhandenen drei Seen von Derborence bildeten. Nach einem Bergsturz, der im Kalsertal von den Hohen Tauern erfolgte, kam es zur Entstehung des Dorfer Sees. Zwei mächtige Schuttmassen, die sich, gleichfalls vom Tauerngebirge ablösend, in der Mitte des Antholzer Tales kegelförmig vereinigten, stauten einen etwa einen Kilometer langen und fünfhundert Meter breiten See auf. Am Heider- und dem Reschensee im Etschtal wirkten an den unteren Enden abgelagerte Schuttmassen stauend. Nach der Zeit eines weitgehenden Gletscherrückzuges wuchs das Eis an, ein Gletscher legte sich quer vor das Achensеetal sowie in gleicher Weise vor das westlich gelegene Inntal und staute so beide Täler auf. Zwei Eisseen entstanden; der eine im Achental, dessen Rest der heutige Achensee ist. Der andere, größere im Inntal, der etwa siebzig Kilometer lang und über drei Kilometer breit, zweihundertfünfzig Quadratkilometer bedeckte und zweihundert Meter tief war, blieb nicht erhalten.

Daß durch einen vordringenden Gletscher ein See gebildet wurde, dafür zeugen die Ereignisse aus den Jahren

Digitized by Google

1717 bis 1718. Der Gurgler Gletscher schob sich seit 1717 ziemlich rasch vor und dämmte den Abfluß des Langtaler Gletschers ab; danach bildete sich der Gurgler Eissee.

Die oben angedeutete räumliche und zeitliche Ausdehnung der Eiszeit bietet den Beweis dafür, daß Seen

Schloß Chillon am Genfer See und der Dent du Midi.

nicht dauernd sind. Man muß sie als vorübergehende Bildungen betrachten. Im gesamten Alpengebiete gibt es keinen See, der einst nicht größer war als er jetzt ist. Zahllose Seen sind in geschichtlich faßbarer Zeit mehr und mehr verlandet oder ganz verschwunden. Große Flüsse, wie die Isar, der Lech, Salzach und Inn durchzogen einst Seen. So am steilen Gebirgsrande, wo heute bei Füssen, Tölz, Rosenheim und Salzburg öde Moore zu finden

Digitized by Google

sind. Im nordwestlich gelegenen Kolbermoos fanden sich Blätter von Pflanzen, die auf ein kaltes Klima deuten. Wo sich heute das Weitmoos und Groß-Filzmoor im Südwesten und das Lauterbacher Filz südöstlich erstrecken, glänzte einst der Spiegel des erloschenen Rosenheimer Sees. Er begann in den Alpen als schmaler Gebirgsee, dehnte sich am Fuß der Berge breit aus, so etwa wie der Chiemsee, und entsandte eine Anzahl Ausläufer strahlenförmig in das Alpenvorland, so wie sich heute der Bodensee am Westrande gabelt. Der Flächenraum dieses erloschenen Sees umfaßte einst dreihundertzehn Quadratkilometer.

Während einer Zwischeneiszeit stand im Rosenheimer Becken ein tiefer See von Brannenburg, in den ein kräftiger Innstrom und ein reißender Förchenbach mündeten. Der gleichfalls nicht mehr vorhandene Salzburger See glich in der Länge dem Züricher und war so breit wie der Genfer See. Die Fläche kam der des jetzigen Comosees gleich. Den Tiefen entsprechend enthielt er zweimal so viel Wasser wie der Starnberger See. Auf der Nordseite der Ostalpen gibt es gegenwärtig keinen See von annähernd gleicher Ausdehnung.

Im Bereich der Gemeinde Brandenberg, einem Dorfe, das auf einer Terrasse in neunhundertzwanzig Meter Höhe liegt, fand man viele Anzeichen, daß auch hier einst ein alter See lag.

Nicht nur durch die verschiedenen Vorgänge während der gesamten Eiszeit sind bedeutende Veränderungen in der Gestaltung der Erdoberfläche erfolgt. An den noch vorhandenen Seen ist durch Zernagung, Durchfressung und Auswaschung — durch Erosion — mancher Seespiegel gesenkt worden. Die Geologie hat diese Vorgänge an sichtbaren Spuren deutlich erwiesen. Nach dem Urteil

Digitized by Google

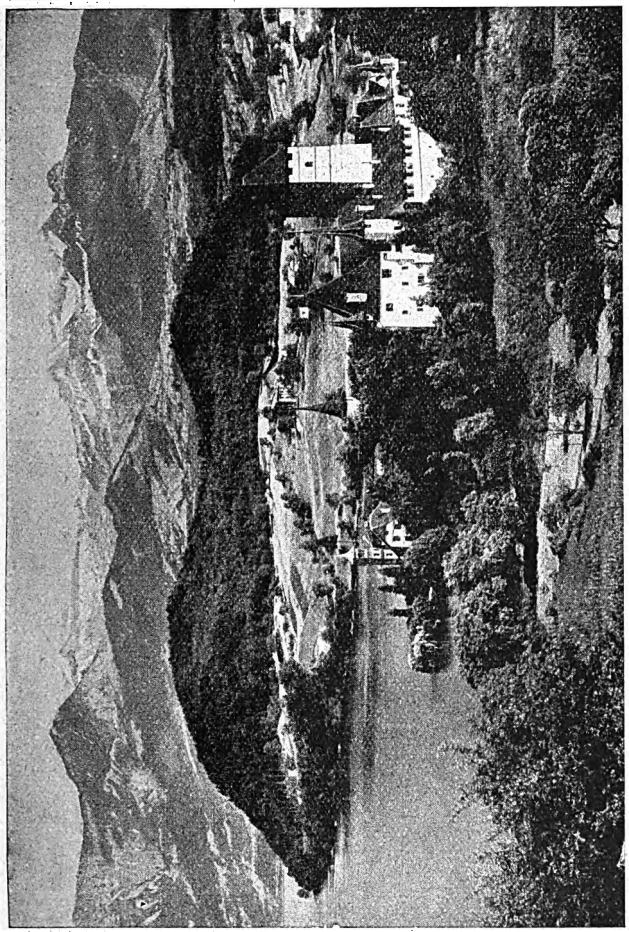
Digitized by Google

Albrecht Pencks sind die schweizerischen Randseen dem Untergang geweiht, wozu die Deltabildung ihrer Zuflüsse wesentlich beitragen. So lagert die Reuß im Vierwaldstätter See jährlich hundertfünfzigtausend Kubikmeter an ihrem Delta ab, die Kander im Thuner See in der gleichen Zeit die doppelte Masse und die Aare im Brienzer See einhundertfünfzigtausend Kubikmeter mehr. Am Seeboden setzt sich der feine Schlamm ab, den die Flüsse herbeiführen. Nimmt man den Jahresabsatz an Schlamm zu zehn Millimeter an, so bedarf es zur Zufüllung selbst des tiefsten unserer Seen, des Genfer Sees, allein durch Schlammabsatz nur dreißigtausend, für den Vierwaldstätter See gar nur zwanzigtausend Jahre.

Die kleinen Seen, die in großer Menge im Moränengebiet vorhanden sind, fallen viel rascher der Vernichtung anheim. Walser hat in einem Bericht über die Veränderungen der Landoberfläche im Kanton Zürich nachgewiesen, daß in diesem Gebiete allein seit 1660 von hundertneunundvierzig Seen bis 1899 dreiundsiebzig verschwunden sind; das ist fast die Hälfte der im siebzehnten Jahrhundert noch vorhandenen Seen.

Erinnert man sich der langen Zeit, die für die vier großen Vereisungsperioden angenommen werden müssen, dann wird es begreiflich, welche Wandlungen in der Erdoberfläche durch die verschiedentlich vorrückenden und wieder abschmelzenden Gletscher erfolgen konnten. Penck hat an zahlreichen Stellen die verschiedenartigen Spuren von drei und vier Vereisungen nachgewiesen. In so langen Zeiträumen war es möglich, daß die Gletscher beckenförmige Vertiefungen ausschleifen konnten. Sein Verdienst ist es, daß er zuerst die geographischen Eigentümlichkeiten in der örtlichen Lage und Verbreitung der Alpenseen berücksichtigt hat. Er zeigte, daß Täler und

Digitized by Google



Spiez am Thuner See.

Seen, die in diesen Gebieten eng zusammengehören, in beiden Fällen als Gebilde der Erosion zu betrachten sind. Nach seinen Feststellungen liegen alle Seen in Tälern,

Digitized by Google

die nach der Alpenentfaltung durch lange fortgesetzte Erosion entstanden sind. Damit trat er der Auffassung entgegen, wonach die Alpentäler ausschließlich durch Verschiebungen, Verwerfungen und Sprünge und Spaltungen entstanden seien. Man bezweifelte anfangs, daß die wühlende Kraft des Wassers ausgedehnte Becken erzeugen könne, denn das Wasser vermag im allgemeinen nur zu nivellieren, wenn es auch erodierend wirkt.

Nach Penck bewirken die Gletscher zunächst die Ausräumung der aufgeschütteten Gesteinsreste, die den Boden anfüllten, und vertieften ihn dann noch weiter in den anstehenden Fels, alle weicheren Schichten herausarbeitend, vor sich herschiebend oder seitlich aufnehmend. Dieser Auffassung haben sich die meisten Geologen bald angeschlossen, darunter bedeutende Forscher, die sich anfangs nicht damit einverstanden erklärten.

Am Gmundener See finden sich Moränenspuren, Aufschotterungen und die Zeugen weitgehender Erosionen und eine Talvertiefung, die auf zweihundertsiebzig Meter veranschlagt wird. Diese große Leistung verteilt sich auf die vier verschiedenen Eiszeiten sowie drei Zwischeneisperioden. In der Traunterrasse bei Gmunden fand sich im Geschiebe Wehrlit, ein Gestein, das in den Alpen nicht bekannt ist. Penck nimmt an, daß es exotischer Herkunft ist.

Der Achensee gehört zu den durch eiszeitliche Aufschüttungen geschaffenen Seen. Beim Bodensee ließ sich ein vierfacher Moränengürtel nachweisen. Keine Spur verrät, daß sein weites Becken vor der Eiszeit bestand, erst nach der letzten Vergletscherung ist es vorhanden. So bietet auch der Zürichsee keine Merkmale eines ertrunkenen Tales. An der Stelle des heutigen Sees befand sich schon vor der letzten Eiszeit ein See. Im Kanton Freiburg und

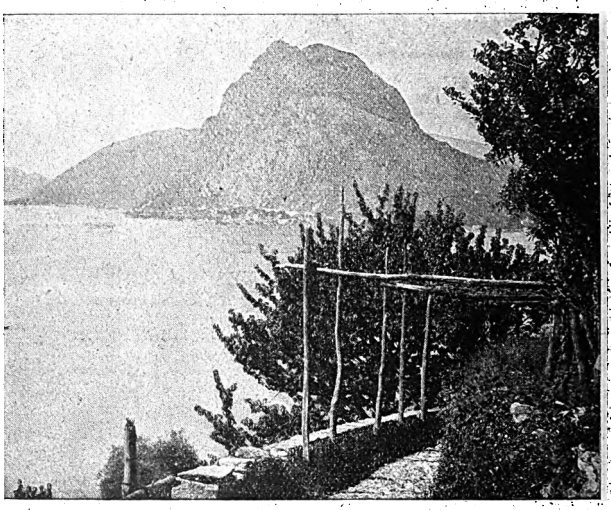
Digitized by Google

Am Luganer See.

den benachbarten Teilen des Berner Kantons hinterließ ein zurückweichender Rhonegletscher der Eiszeit am Rande der Alpen mächtige Ablagerungen von fünfzig, sechzig und über hundert Meter. In diesen Gebieten findet man viele und interessante Gletscherschliffe, darunter den berühmten Gletscherschliff auf Jurakalk bei Solothurn.

Digitized by Google

Bedeutende Veränderungen erfolgten während der Eiszeiten in den Gebieten nördlich der Alpen. Der Boden vieler Seen ist versumpft; manche bestehen noch, so der Sempacher, der kleine Mauensee und der Hallwiler See. Andere sind verschwunden, und an ihrer Stelle ist ver-



Luganer See und San Salvatore.

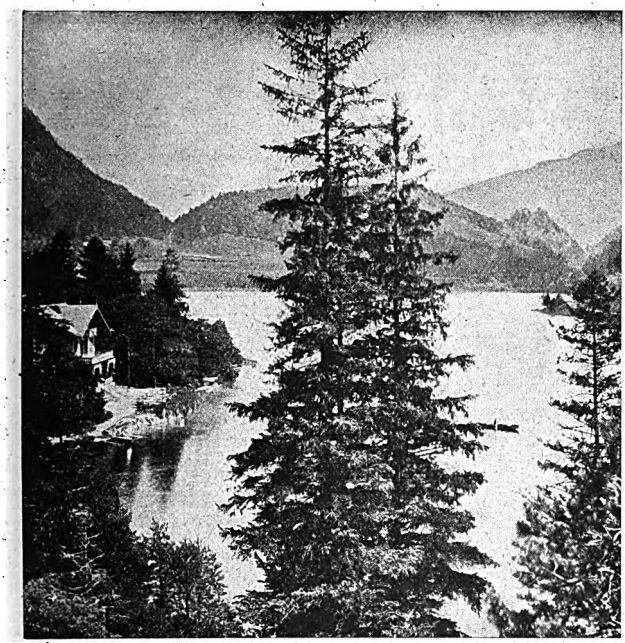
sumpftes Gebiet, darunter der einstige Wauwiler See und die Sümpfe unterhalb Sursee, Reinach, bei Nieder-Hallwil, bei Boswil, Walterswil und Angelikon.

Die große Bedeutung der Eiserosion für die Ausbildung weiter, trogförmiger Zungenbecken kann man im Surtal, im Aatal, im Reußtal und auch im Küßnachter See feststellen.

Unter allen am Fuße der Alpen vorhandenen Seen scheint der Vierwaldstätter See durch seine Form in einem ertrunkenen Tal zu liegen. Aber auch dieser und der Zuger

Digitized by Google

See sind nachweisbar durch Erosion in der Eiszeit entstanden. Auch der Alpnacher und Küßnachter See sind keine ertrunkenen Seitentäler, sondern eiszeitliche Zungen-



Partie vom Thumsee.

becken, an denen sich das Streichen der Schichten verfolgen läßt.

An den Ufern des Genfer Sees erhaltene Ablagerungen geben Aufschluß über seine Bildung. An Stelle des heutigen Sees bestand schon vor der letzten Eiszeit ein See.

Daß die Trennung des Bieler und des Neuenburger Sees in der Eiszeit erfolgte, beweisen Rückzugsmoränen

Digitized by Google

zwischen beiden Seen sowie ausgedehnte Anschwemmungen, welche die Ebene am Nordostende des Neuenburger und Murtener Sees zusammensetzen. Die in den siebziger Jahren des vorigen Jahrhunderts begonnene und in den achtziger Jahren vollendete Tieferlegung der Seen um mehrere Meter hat nicht nur ausgedehnte Torflager, sondern auch römische Altertümer zutage gefördert, die bewiesen, daß noch zu Anfang unserer Zeitrechnung der Neuenburger See um mehr als einen Meter tiefer stand als vor der letzten Tieferlegung.

Auf der Gardainsel und dem Felsen von Manerba beobachtete Gümbel südwärts gerichtete Gletscherschliffe; andere sind innerhalb der Ufermoränen von Torri gefunden worden. Bedeutende Ufermoränen, Schotterfelder und Ablagerungen bezeugen eiszeitliche Wirkungen für die Bildung des Gardasees, der durch mächtige Moränen gestaut ist. In diesem See läßt sich die eiszeitliche Erosionstätigkeit gut wahrnehmen. Wo in der Mulde widerstandsfähige Gesteine auftraten, sind sie aus der weicheren Masse herausgearbeitet worden. So die kleinen Inselchen bei Malesine, des Monte Brione bei Riva und der langgedehnte schmale Rücken, der sich westlich der Gardainsel aus Tiefen von hundertsiebzig Meter bis auf hundertvier Meter erhebt. Die Scagliamulden stärker angreifend als die Sättel von Jurakalken, mußte der Gletscher diese Stellen untergraben und damit die großartige Unterschneidung einleiten, die das westliche Ufer des Sees so malerisch wirken läßt. Der Gardasee galt lange als Teil eines ehemaligen lombardischen Meeres, da Tierarten in ihm leben, die sich sonst nur im Meer finden. Seine Wanne war von einem eiszeitlichen Gletscher gefüllt und stand seitdem nie mit dem Meer in Verbindung. Garbini hat denn auch die aus dem Meer stammenden Lebewesen als

Digitized by Google

Digitized by Google

aus der Adria und teilweise aus nördlichen Meeren eingeschleppte und angepaßte Arten bezeichnet. So zeugen auch diese Reste von einstigen eiszeitlichen Zuständen, denen auch der Gardasee sein Entstehen verdankt.

Eigenartig sind die Verhältnisse beim Kochel- und dem hochgelegenen Walchensee; der über dem Kochelsee liegende Walchensee erhält nur wenige aus Kalkgebieten kommende und daher an Sinkstoffen arme Zuflüsse, deshalb erhielt sich in ihm ein Stück alten Gletscherbodens ziemlich unberührt von späteren Einflüssen. Der Boden zeigt größere Unregelmäßigkeiten als der irgend eines anderen Alpensees; er ist von zahlreichen Einzelaufragungen durchsetzt, die ersichtlich Fortsetzungen von den Rippen benachbarter Berge sind; eine, die Sassaninsel, erhebt sich sogar ziemlich steil über den Seespiegel.

Dieser in der Eiszeit entstandene See ist heute zu hoher Bedeutung gelangt. Das grandiose Walchenseewerk versorgt ein ganzes Land mit elektrischer Kraft und macht es von der Kohle unabhängig.

Seit dem letzten Abschmelzen der Eismassen auf ihren heutigen Stand mögen zehn- bis zwanzigtausend Jahre vergangen sein. Einst reichte der Bodensee bis Balzers, nahe bei Sargans im oberen Rheintal; er stand demnach in vergangenen Zeiten mindestens zweihundert Meter höher als jetzt und bildete mit dem Walenstätter und Zürcher See eine Fläche, die den Jura berührte. Der Spiegel des Genfer Sees lag gleichfalls fünfundsiebzig Meter höher und reichte oberhalb der Rhone bis Martigny, unterhalb bis Fort l'Ecluse. Der Spiegel des Lago Maggiore stand einst mindestens vierzig Meter höher, und der See erstreckte sich im Tessintale bis Bellinzona, im Tale der Tosa bis Vogogna und im Maggiatal bis nach Lasone. In geschichtlich faßbarer Zeit konnte man den

Digitized by Google

Digitized by Google

Comosee bis zu dem im Tale der Maira gelegenen Ort Samolaco befahren. Heute liegt dieses Dorf zwölf Kilometer vom See entfernt. Im Gardasee ist die an seinem oberen Rande, östlich von Riva gelegene Bergkuppe, die

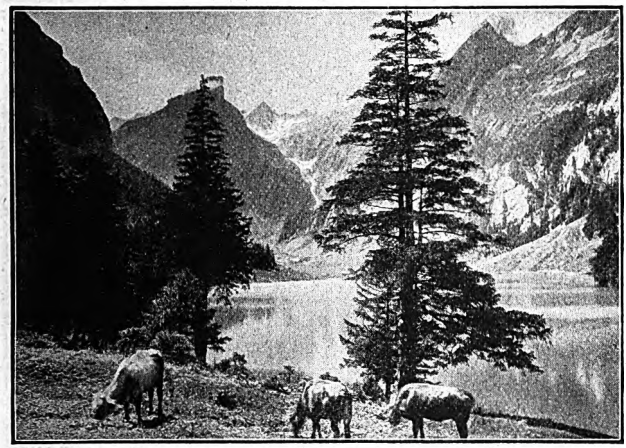
Der Kochelsee, im Hintergrund der Herzogstand.

einst Insel war, durch Anschwemmungen des Mincio landfest geworden.

Welch ungeheure Veränderungen haben sich in so großen Gebieten seit der gesamten Eiszeit vollzogen. Von den durch Gletschern gebildeten Seen sind zahllose wieder

Digitized by Google

verschwunden. Sümpfe und Moore traten an ihre Stelle. Den Seen der Alpen ist der Untergang vorausberechnet. Werden ihre Flächen einst nicht mehr im Lichte glänzen, im Sonnenuntergang nimmer erglühen? Wird kein Segel sich mehr im Winde blähen, Kähne, Schiffe und Dampfer sie nicht mehr durchfurchen? Das reizvolle Schauspiel der



Seealpsee.

Spiegelung der Ufer mit den Wohnstätten der Menschen und den hohen Bergen an den Rändern oder im Hintergrunde der Landschaft soll keines Menschen Auge mehr genießen? Es kann leider nicht gesagt werden, daß dies nur auf leeren Vermutungen beruht. Wenn die Zeiten auch noch in weiter Ferne sind, in denen der letzte Alpensee erloschen sein wird, die Berechnungen sind richtig, das Ende vorausfehbar.

Aber auch die Gletscher sind noch da! Aus der Region des ewigen Schnees reichen sie noch tief hinab. Nicht

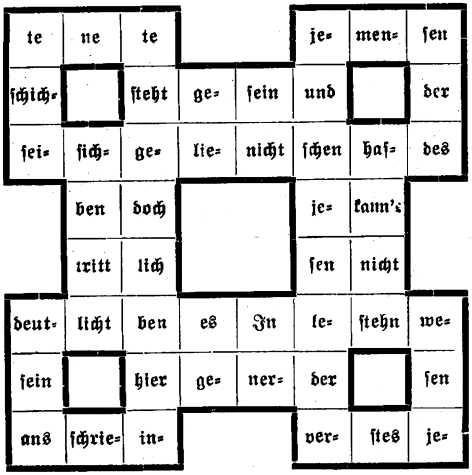
Digitized by Google

selten rücken Gletscher bis zu Kornäckern und menschlichen Wohnungen in die Täler hinab. Im Volk herrscht der alte Glaube, daß sie von sieben zu sieben Jahren näher rücken. Sie erkälten das Klima der an sie grenzenden Gebiete, verwüsten im Vordringen fruchtbare Weiden und hinterlassen beim Schwinden eine öde, zum Anbau nicht mehr fähige Fläche, bedeckt vom Schutt, der von ihnen abfiel. Oft stauten sie beim Anwachsen das Gletscherwasser zu Seen an, wie der Mörilsee am Aletschgletscher, der am Vernagtgletscher im Ötztal, die durch ihre plötzliche Entleerung furchtbare Verwüstungen in tiefergelegenen Tallandschaften anrichten. Auch der Absturz des sich vorschiebenden Firn- oder Gletschereises hochgelegener Täler über Felsen herab, den man auf der Wengernalp von der Jungfrau beobachten kann, ist nicht immer harmlos. Am 16. Juni 1818 entleerte sich ein durch einen Gletschersturz des Getrozgletschers im Bagnetal entstandener See so gewaltig, daß er Blöcke von mehreren tausend Kubikfuß bis Martigny in einer trüben Schlammflut mit fortwälzte und das abwärts gelegene Land bis gegen den Genfer See hin verwüstete. Was vor langer Zeit einmal geschehen ist, könnte sich wiederholen, und das Alpenvorland läge dann aufs neue unter Eismassen begraben. In Jahrtausenden oder Jahrzehntausenden wäre es denkbar, daß die skandinavischen Gletscher wie einst wieder zu wachsen beginnen und, die Ostsee überschreitend, alles zerstörend über die Länder einbrechen. Zum Troste für uns liegt diese Möglichkeit noch weiter im Schoße künftiger Zeiten als das Erlöschen der Alpenseen. Wer über diese ungeheuren erdgeschichtlichen Wandlungen und gewaltigen Umwälzungen, hervorgerufen durch unaufhaltsame Naturgewalten, ernstlich nachsinnt, dem muß sich der Gedanke aufdrängen, wie sinnlos das Tun der

Digitized by Google

Menschen ist, die einander keinen Frieden, keinen Platz an der Sonne gönnen, die doch einmal auch in unseren Zonen wieder über Eiswüsten ruhig auf- und untergehen kann, während alle mühevoll errungene Kultur unter starrem Eis begraben liegt. Doch es ist nicht anders, die Menschen leben für den Tag und die Stunde und wähnen, die Dauer des Bestehenden sei für die Ewigkeit bestimmt. Und doch läßt das Werden und Vergehen der Alpenseen erkennen, daß der Ewigkeitsbegriff der Menschen dem kosmischen und irdischen Geschehen gegenüber ein recht beschränkter Maßstab ist.

Rösselsprung.



Auflösung folgt am Schluß des nächsten Bandes.

Digitized by Google

Der Ku-Klux-Klan und andere Geheimbünde

Von Otfried Imhoff / Mit 3 Bildern

Bekannt ist der Spott über die angeblich besonders in Deutschland verbreitete Neigung zur „Vereinsmeierei". Irgend jemand hat einmal gesagt: „Wo sich drei Deutsche finden, gründen sie einen Bund." Nimmt man das wörtlich, dann wirft es allerdings ein besonderes Licht auf die nicht zu leugnende Tatsache des Hangs unserer Volksgenossen zur Eigenbrötelei und Absonderungsucht in möglichst kleine Gruppen, woraus sich allerdings als betrübliche Erscheinung äußerste Zersplitterung der Kräfte ergibt. Wollte man dagegen in der Gründung von Vereinigungen, gleichviel, unter welchem Antrieb von Ideen und zum Erreichen gewisser Zwecke sie erfolgen, etwas dem Deutschen Eigentümliches sehen, so wäre das durchaus irrig, denn über die ganze Erde, bei Völkern und Stämmen aller Menschen sowohl, wie zu allen Zeiten bestand das Bedürfnis zum Zusammenschließen einzelner in Bünde und Gruppen. Nicht immer waren und sind es bloße Machtfragen, die dazu den Anlaß gegeben haben oder noch bieten, warum sich Menschen aller Rassen in Verbände vereinigen. Nicht selten war der Antrieb und Kernpunkt zur Sammlung von Personen in Gruppen ethischer Art. Wenn unsere Einsicht in fernliegende Zeiten nicht vollkommen zu sein vermag, so darf doch vermutet werden, daß die ältesten Geheimgesellschaften weniger um politischer als religiöser Zwecke willen ins Leben gerufen wurden. Bei der geschichtlichen Behandlung dieser so vielgestaltig sich auswirkenden Ver-

Digitized by Google

einigungen ergibt sich allerdings, daß die Grenzen zwischen politischer Tätigkeit und religiöser Bestrebungen nicht in allen Fällen streng zu scheiden sind. Solange man die Naturvorgänge in primitiver Weise durch Übertragung menschlicher Eigenschaften und Tätigkeitsformen zu erklären suchte, gab es zwischen Religion und Wissenschaft keinen Zwiespalt. Deshalb sind die alten mystischen Geheimlehren ein Gemisch von religiösen Glaubensbekenntnissen und Spekulationen über den Urgrund und die Entstehung des Weltalls und der Naturerscheinungen. Zwiespalt zwischen Glauben und Wissen konnte und mußte erst dann entstehen, als durch die wissenschaftliche Forschung mehr oder weniger klar hervortrat, daß die primitiven Erklärungsversuche zum Verständnis der Naturvorgänge und Erscheinungen nicht mehr ausreichten. Damit geriet der Inhalt der alten „Mysterien" in Widerspruch zu den durch die Forschung gewonnenen Einblicke in die Gesetze der Natur. Geheimbünde entstanden, die Anhänger an sich zogen und ihre Lehren zu verbreiten suchten.

Solange Menschen auf der Welt lebten, waren Machtfragen von geringerer oder größerer Bedeutung. Deshalb konnte es auch für die Angehörigen anfänglich rein ethischer und religiöser oder lediglich wissenschaftlicher Gruppen nicht ausbleiben, daß die Machtfrage gestellt werden mußte. Politische Motive wurden zu treibenden Kräften, und alle Grenzen, die zuvor bestehen mochten, wurden damit fließend. Ohne damit behaupten zu wollen, das werdende Christentum sei aus irgendwelchen Mysterienkulten oder Geheimbünden hervorgegangen, ist doch bekannt, daß die ersten Christengemeinden Roms gewissermaßen „unterirdisch" lebten, im verborgenen ihre Andacht üben mußten. Obwohl die neue Lehre Jesu und das Reich

Digitized by Google

Gottes „nicht dieser Welt" angehörte, und ausdrücklich gesagt war: „Gebt dem Kaiser, was des Kaisers ist," womit die Ein- und Unterordnung unter die Forderungen des römischen Staates zum klaren Ausdruck gelangte, konnte es doch mit steigender Ausbreitung der neuen Religion nicht ausbleiben, daß sich die Machtfrage erhob, und die Gläubigen unbehinderte Geltung und Anerkennung forderten. Die antiken Staatengebilde zerfielen, die Götterkulte erloschen und das Christentum blieb siegreich. Aus der von Griechen und Römern geringschätzig behandelten und mißachteten „Sekte" war eine Weltreligion geworden.

Ch. W. Heckethorn, der im vorigen Jahrhundert als Kenner der geheimen Vereinigungen gelten durfte, schrieb: „Jede geheime Verbindung ist das Ergebnis angesammelter, festgelegter Überlegung, eine Tat des Gewissens. Man kann sagen, daß diese Gesellschaften in der Geschichte einigermaßen den Ausdruck des Gewissens bilden. ... Sie sind in der Politik eine dunkle Macht, die auf das öffentliche Gewissen wirkt und rächende, reinigende Gewissensbisse erzeugt. ... Tatsächlich entstehen viele Geheimbünde durch den Wunsch nach Rache, aber edler oder weiser Rache, die, wohl zu unterscheiden von persönlichem Groll, nicht Personen, sondern Einrichtungen und Ideen zu treffen und zu bestrafen sucht. ... Ja, es gibt einen berechtigten und notwendigen Haß, der die Völker zu retten pflegt, den Haß gegen das Böse. Wehe dem Volk, das die Heuchelei, die Unduldsamkeit und die Knechtschaft nicht zu hassen versteht."

Auf irischer Erde bestanden seit Jahrhunderten geheime Gesellschaften, und sie sind dort noch nicht erloschen, denn Irland will von England nicht ewig unterdrückt und mißhandelt sein. Zeiten scheinbarer Ruhe täuschen

Digitized by Google

über die stille Wirksamkeit geheimer Verbände niemals weg; unter dem Druck unerträglicher Verhältnisse entstehen sie immer wieder*.

Selbstverständlich kommen solche Bünde meist dann zustande, wenn die politischen Zustände unklar und unsicher werden. Das trifft aber nicht nur für die zivilisierten Nationen zu. Unter gewissen Umständen haben sich völlig harmlose Vereinigungen zu Geheimgesellschaften umgebildet, wie dies auch von Naturvölkern bekannt ist. Einer der besten Kenner dieser Menschen und ihrer Lebensgewohnheiten, Schurtz, der über die „Männerbünde" der farbigen Rassen geschrieben hat, wies darauf hin, aus welchen Ursachen unter diesen Völkern Geheimgesellschaften gegründet oder von bestehenden Organisationen bisher gültige Tendenzen geändert werden. Wo neue soziale Schichtungen die zuvor bestehenden auflockern, durchsetzen und umformen, kommt es dazu, daß sich bei der Auflösung älterer Schichten kleinere oder größere abgeschlossene Gruppen bilden. Dadurch entstehen häufig aus vorher völlig unpolitischen Klubvereinigungen mehr oder weniger bedeutsame, unter Umständen stark in das Leben eingreifende Geheimbünde.

Man kann behaupten, daß es in jedem Jahrhundert der Geschichte unter allen Nationen, Völkern und Stämmen geheime Vereinigungen gegeben hat. Unter drückenden Verhältnissen gegründet, erloschen sie oft wieder, nachdem ihre „Zeit erfüllt", ihre Zwecke erreicht oder durch rücksichtslose Bekämpfung das Weiterbestehen unmöglich geworden war. Nicht selten glimmten unter der Asche die Funken weiter, was die Väter gezwungen waren aufzu-

* Vergleiche: „Geheimgesellschaften und Sonderbünde", Bibliothek der Unterhaltung und des Wissens, Jahrgang 1916 Band 12, Seite 116—136.

Digitized by Google

geben, nahmen die Söhne oder die Enkel abermals auf. So gründeten während des englisch-amerikanischen Krieges amerikanische Patrioten im Jahre 1812 die „Gesellschaft der Rothäute". Die Logen dieser Gesellschaft nannte man „Stämme", die Versammlungsräume „Wigwams", die Zusammenkünfte „Beratungsfeuer". Diesem Geheimbund traten auch viele Deutschamerikaner bei. Da sie von den Yankeemitgliedern von oben herab behandelt wurden, sagten sie sich los und traten als „Unabhängiger Orden der Rothäute" auf. Damals gab es zwar das politische Schlagwort „Bindestrich-Amerikaner" noch nicht, aber die Geringschätzung der Deutschen in Amerika machte sich nicht weniger empfindlich bemerkbar. Nach Beendigung des Unabhängigkeitskrieges, 1814, verloren beide Orden ihren politischen Anstrich und bildeten sich zu Wohltätigkeitsvereinen um, die um 1900 noch bestanden und vermutlich noch nicht aufgelöst sind. In Philadelphia wurde 1847 eine Gesellschaft der „Söhne Amerikas" gegründet, zu der nur geborene Amerikaner Zutritt fanden. Der Bund war zwar nicht geheim, aber er besaß doch geheime Sinnbilder, und man erwies sich durch gewisse Erkennungszeichen als Angehöriger eines „Feldlagers". Während des 1861 ausgebrochenen Bürgerkrieges ist reichlich deutsches Blut für Nordamerika geflossen. In diesem Kampfe standen die Deutschamerikaner als alte Gegner der Sklaverei fast ausnahmslos auf seiten der Nordstaaten, denen sie zweimalhunderttausend Kämpfer, viele hundert Offiziere und etwa zwanzig Generale stellten. Während des schweren Ringens hatte die Geheimgesellschaft ihre Tätigkeit unterbrochen; nach dem glücklichen Ende des Krieges aber traten die den Deutschamerikanern feindlich gesinnten „echten Söhne" wieder hervor! Ob diese Gesellschaft noch besteht und nun erneut die

Digitized by Google

„Bindestrich-Amerikaner" mit ihrer Abneigung bedenkt, ist uns unbekannt. Möglich ist es aber immerhin, wenn auch die Belästigung nicht aus dem unfaßbaren Dunkel einer Geheimorganisation kommen dürfte.

In der nordamerikanischen Union entstand 1852 eine gleichfalls gegen „Ausländer" und besonders wider die katholischen Elemente gerichtete Geheimpartei: die der „Know-Nothings", der „Nichtswisser". Diese Gruppen suchten die Präsidentschaftswahlen zu beeinflussen, erlitten aber eine Niederlage. Im Jahre 1851 waren fast hunderttausend Deutsche in Amerika eingewandert; im nächsten Jahre stieg diese Zahl noch um sechsundvierzigtausend, um 1854 auf zweimalhundertfünfzehntausend anzuschwellen. Der schnell wachsende Einfluß der „Know-Nothings" suchte die weitere Einwanderung, vor allem die „Invasion" der „damned Dutchmen", möglichst zu verhindern, die Erwerbung der Nationalität auf jede Weise zu hemmen und die unwillkommenen Fremden von allen staatlichen Stellen und Gemeindeämtern fernzuhalten. Da in den nächsten Jahrzehnten die Einwanderung nachließ, ging die geheime Tätigkeit der Gesellschaft zurück. Wie es aber oft geschehen ist, daß unter gewissen Umständen die unterbrochene Tätigkeit geheimer Bünde wieder auflebte, so entfalteten im Jahre 1888 die Know-Nothings besonders in den Staaten Neuyork und Kalifornien von neuem ihre Wirksamkeit. Sie erstrebten als Ziel, daß Einwanderer erst nach einundzwanzigjährigem Aufenthalt politisch stimmberechtigt werden sollten. Ihre Agitation, obwohl mit großen Anstrengungen durchgeführt, brach abermals zusammen. Wie es heute um diese Gesellschaft steht, ist unbekannt. Während des Weltkriegs konnte sie leicht wieder gegen die „Ausländer" auftreten.

Im Jahre 1830 machte sich in Südspanien ein agrar-

Digitized by Google

sozialistischer Geheimbund „Mano Negra", die „Schwarze Hand", bemerkbar. Damals beraubte man die landwirtschaftlichen Arbeiter ihrer Gemeinderechte. Die Ländereien, auf denen sie Holz schlagen und Vieh weiden lassen durften, kamen unter die Hände geriebener Dorfadvokaten, die ihre politische Macht mißbrauchten. Da vielen Leuten das nötige Geld fehlte, das zur Bebauung des Bodens nötig war, gerieten die Landarbeiter in großes Elend, und es kam zu schweren Unruhen. Die Mitglieder des Geheimbundes des „Mano Negra" beschworen, die Bestrafung ihrer Bedrücker mit Stahl, Feuer oder Gift herbeizuführen. Absichtliche oder unabsichtliche Enthüllungen über den Bund wurden mit dem Tod geahndet. Die bäuerliche Geheimgesellschaft bestand über ein halbes Jahrhundert und erlosch erst nach Besserung der Verhältnisse.

Viele andere geheime Bünde wären noch anzuführen, die immer zu Zeiten gegründet wurden, in denen die staatliche oder gesellschaftliche Organisation zur Aufrechterhaltung der Ordnung und Abschaffung von offenbaren Mißständen nicht ausreichte. Die gefürchtetste Ausübung heimlicher Rechtspflege lag in den unsichtbar wirkenden Händen der Feme.

Die unter den Naturvölkern bestehenden Männerbünde sind nicht ohne weiteres als Geheimbünde anzusehen; es gibt aber viele geheime Gesellschaften mit teilweise höchst eigenartigem Ritual und Einweihungen in Mysterien. Die Eingeborenen finden sich in Wäldern ein oder an abgeschlossenen Orten, die durch Warnungsmerkmale als unbetretbar für jeden nicht dem Bunde Angehörigen, besonders aber für die Frauen, kenntlich gemacht sind. Wehe dem Weibe, das sich der geheiligten Stätte zu nähern wagt! Tänze gehören zu einem wichtigen Teil

Digitized by Google

Digitized by Google

des Kultes aller Naturvölker, wobei Vermummungen und Masken abenteuerlichster Gestaltung nie fehlen.

Am bekanntesten ist die Geheimgesellschaft der „Duk-Duk" auf den Inseln von Neupommern. Die Mitglieder

Duk-Duk-Tänzer. Die Duk-Duk-Männer bereiten sich in dem abgeschlossenen Raum für die Einweihung von Jünglingen in die Geheimnisse ihres Bundes und ihre Aufnahme in ihn zu einem Tanze vor.

sprechen Recht und fällen Todesurteile. Uneingeweihte, die bei den Zusammenkünften der Duk-Duk betroffen werden, sind dem Tod verfallen. Die Egbegesellschaft, ein Jünglings- und Männerbund der Kongoneger, hat viele Angehörige, doch nur ein geringer Teil darf sich unter die Eingeweihten des eigentlichen Geheimbundes zählen. Auf Neuguinea, den Salomonsinseln, den Neu-

Digitized by Google

hebriden, den Fidschiinseln, auf Neukaledonien und unter vielen anderen Naturvölkern bestehen Geheimgesellschaften, die jedoch als harmlos gelten. Auch die westafrikanischen Gebiete sind reich an geheimen Verbindungen.

Zwischen dem Sierra-Leone-Fluß und dem Kap Monte sind mehrere Fulah-Susu-Stämme zu einer Geheimverbindung vereinigt, die sie Purrah nennen. Nichtachtung der Befehle der großen Purrah wird mit dem Tod bestraft. Diese Gesellschaft bereitete oft Kriegen, die zwischen einzelnen Stämmen ausgebrochen waren, ein Ende. Trat die große Purrah zusammen, so verging einige Zeit bis zur Entscheidung. Todesstrafe traf den, der von diesem Augenblicke an die Waffe brauchte.

Die Franzosen haben nicht nur im Weltkrieg farbige und schwarze Truppen nach Europa gebracht, jetzt noch sind Neger auf unserem heimischen Boden, und England zog Indier herbei. Dem oberflächlichen Beurteiler mag die Verwendung von dunkelfarbigen Stämmen gegen Weiße nicht so ungeheuerlich erscheinen. Die Welt steht mit diesem Verbrechen an der weißen Rasse vor einem großen Wendepunkt. Die Folgen werden einst greifbar werden, denn in der Geschichte zählen Tage gleich Jahren. Auf einem Negerkongreß ist die Parole ausgegeben worden: „Afrika den Afrikanern". Es ist möglich, daß die unter der Herrschaft von Europäern harmlos gewordenen Geheimgesellschaften Afrikas ihre Auferstehung feiern und in einem Sinne zu wirken trachten, der einmal durch Taten zeigen wird, welches Unheil Frankreich über sich und die übrige Kulturwelt frevelhaft heraufbeschwor, als es Neger in den Kampf gegen die weiße Rasse hetzte.

Die Vereinigten Staaten stehen anders zur Negerfrage und sehen dem Eindringen und der Vermehrung der seßhaft gewordenen gelben Menschheit mit Besorgnis ent-

Digitized by Google

gegen. Umso bedenklicher ist es, daß in der Neuen Welt eine Geheimgesellschaft, „Ku-Klux-Klan", der „Kuckucks-

W. J. Simmons begrüßt einen der Ku-Klux-Klanleute.

bund", wieder aufzuleben beginnt, ein Bund, der, ursprünglich gegen die Neger gerichtet, nun gegen alle nicht „hundertprozentigen" Amerikaner vorgeht. Man schätzt die Zahl der auch unter der Arbeiterschaft Amerikas ver-

Digitized by Google

breiteten Klansleute auf viele Hunderttausende! Welche Anlässe zu dieser Wandlung des Geheimbundes vorliegen, sind wir nicht in der Lage, klar und scharf zu umreißen, denn über die eigentlichen Ziele sind wohl nur die Führer unterrichtet. Im vergangenen Winter war in Colgate ein öffentlicher Anschlag zu lesen: „Wir sind hier fünfhundert Mann stark. Gehorcht, und wir sind für euch! Fehlt, und wir sind gegen euch! Wir treten gegen Sozialismus und Bolschewismus mit aller Strenge auf! Wir sind hundertprozentige Amerikaner und treten ein für die Suprematie der Weißen!"

Die erneute Wirksamkeit des Ku-Klux-Klan-Geheimbundes ist ein Beweis dafür, daß gewissermaßen harmlos gewordene, ja halbvergessene Vereinigungen doch wieder aufleben können, sobald die Zeit dafür irgendwie günstig scheint. Die Gründung dieser geheimen Gesellschaft fällt in die Zeit nach dem Ende des amerikanischen Bürgerkrieges, der im Jahre 1861 ausbrach; es war eine Folge des Abfalls der Sklavenstaaten und eine Reaktion gegen die rücksichtslose Niederwerfung und Niederhaltung der Besiegten durch General Grant und die republikanische Partei. Die Beamten erlaubten sich vielfach Übergriffe, und die Neger, eben politisch den Weißen gleichgestellt, zeigten sich der neuen Freiheit nicht gewachsen und beunruhigten die Weißen in den Südstaaten in gefährlichster Weise. Große Massen wollten überhaupt nicht mehr arbeiten, streiften bewaffnet umher, stahlen, raubten und plünderten. Agitatoren unterstützten die Zügellosigkeit der Neger, die Verbrechen nahmen zu, Gesetze erwiesen sich als unwirksam und die Regierungen waren den heillosen Zuständen nicht gewachsen. So griff man in landesüblicher Weise zur Selbsthilfe, um im kleinen und einzelnen zu beseitigen, was man im großen und ganzen zu dulden

Digitized by Google

gezwungen war. Der Ku-Klux-Klan organisierte eine umfassende Lynchjustiz und begegnete einer Schreckensherrschaft mit den gleichen Mitteln. Gemeingefährlichen Negern nahm man die Waffen ab, andere wurden mit Teer bestrichen und in Federn gewälzt, gehenkt, ertränkt oder erschossen. Damals hieß es: „Zieht man im Süden einem Weißen die Haut ab, so kommt ein Ku-Klux heraus." Die in lange Mäntel gehüllten Kapuzenträger wurden bald der Schrecken aller übeln Elemente. Das Geheimnis der Mitgliedschaft blieb so wohl bewahrt, daß es nie gelang, einen Ku-Kluxmen vor Gericht erfolgreich zu überführen, obgleich die Bundesregierung gegen den Geheimbund ein Sondergesetz geschaffen hatte, auf Grund dessen Präsident Grant im Oktober 1871 zwei Proklamationen erließ. Wenn in kleinen Städten zur Bundesorganisation gehörige Soldaten sich laut über Maßregeln gegen die Ku-Klux unterhielten, erschienen am Abend vor dem Wachhause weißvermummte Kapuzenträger in solch bedrohlicher Masse, daß die kleine Garnison künftig zu schweigen beschloß. Am 20. April 1872 kam eine weitere Proklamation aus Washington. Die Gesetze sollten streng beachtet werden, widrigenfalls militärische Macht aufgeboten werden müsse. Das änderte nichts an der Lage; die Ku-Kluxmen blieben mächtig wie zuvor. Am 12. Oktober 1872 forderte General Grant die Gesellschaft auf, binnen fünf Tagen die Waffen, Verhüllungen und Erkennungszeichen abzuliefern. Niemand kümmerte sich darum. Eine zweite Aufforderung vom 18. Oktober des Jahres blieb ebenfalls unbeachtet. Militär rückte ein, und Personen, die auf glaubhafte Weise beschuldigt waren, dem Geheimbund anzugehören, wurden verhaftet und abgeurteilt. Wer nicht flüchtete, den zog man ein. Am 2. November setzte man allein in York-County hun-

Digitized by Google

dertzwei Ku-Kluxmen hinter Schloß und Riegel. Über zweihundert Männer, die ihre Zugehörigkeit nicht leugneten, gab man auf Handgelöbnis frei. Mehr als hundertfünfzig waren in die Wälder entflohen und hielten sich verborgen. Zuletzt trieben sich allerlei Gesindel, räuberische Kerle und rachgierige Halunken als Ku-Klux um. Damit hörte die strenge Geheimhaltung auf, und so kam es, daß im November 1883 sieben Rädelsführer von einem Bundesgericht des Staates Georgia zu längeren Gefängnisstrafen verurteilt wurden.

Nun ist der Geheimbund wieder tätig. Ausgegangen vom Kampf gegen den „Nigger", gilt sein Wirken jetzt der „Geburt der Nation". Er geht gegen alle nicht „hundertprozentigen" Amerikaner vor, und wendet seine Macht an wider die chinesischen und japanischen Einwanderer, die „gelbe Gefahr", aber auch gegen das Deutschtum und die Deutschamerikaner. Die Worte des Präsidenten Roosevelt sind vergessen, der einmal erklärte: „Keinem Einwandererelement schulden wir mehr als den Deutschen."

Der Gouverneur Parker von Louisiana erließ vor Jahr und Tag scharfe Polizeibefehle, zog Truppen zusammen und ersuchte beim Präsidenten Harding in Washington um die Hilfe der Föderalregierung. Dort vertrat man die Auffassung, daß die Clanwirtschaft der Gerichtsbarkeit der Einzelstaaten unterstellt sei. Was künftig geschehen wird, um diesem Treiben Einhalt zu gebieten, wird die Zukunft lehren. Höchst „zeitgemäß" ist es übrigens, daß auch ein Propagandafilm, die „Geburt der Nation", gezeigt worden ist, der das Treiben der Ku-Kluxmen anschaulich macht!

Im Jahre 1910 schrieb Leopold Katscher, der Übersetzer von Heckethorns „Geheime Gesellschaften": „Die echten

Digitized by Google

Freunde der Wahrheit und Freiheit bedürfen nicht mehr der Zeichen und Losungsworte, um einander zu erkennen, denn sie brauchen nicht mehr im geheimen zu wirken, sie können sich öffentlich kundgeben. Sie sind Gegner aller Geheimniskrämerei, denn sie wissen, daß die Öffentlichkeit das beste Förderungsmittel für Wahrheit und Freiheit ist." Er fügt allerdings vorsichtig hinzu, daß es auch jetzt noch in manchen Ländern, selbst Europas, und auch in den „freiesten" Staaten politische Geheimbünde gäbe. Seitdem sind wir durch die schauerlichen Folgen des Weltkrieges in Zustände geraten, die es leider mit sich brachten, daß für politische Geheimbünde die Luft wieder einmal „dick" geworden ist. Wer könnte voraussagen, was sich an solchen „Gründungen" noch herausbilden wird. Zündstoff dazu liegt in der tieferschütterten Welt genug vor, zu Entladungen, die heimlich vorbereitet werden. Späterer Geschichtsforschung bleibt es vorbehalten, die wahren Ursachen solch verzweifelter Hilfsmittel festzustellen, denn die Schuld, geheime Bündnisse fast erzwungen zu haben, ist da und dort schon handgreiflich.

Dreisilbiges Rätsel

Dasselbe Wort, nur je nachdem's gelesen,
Es kündet dir durchaus verschiednes Wesen.
Beiso gend gebe ich zwei Fälle an,
Wo das Gesagte man erproben kann:
1. Die Hausfrau kämpft dagegen schonungslos;
2. Am Nile findest du's — gewaltig groß!

.....

Logogriph

Ein rauher Bursche war's, nicht schlecht
Doch offenbar nicht sehr gescheit,
Denn man betrog ihn um sein Recht
Mit einer lump'gen Kleinigkeit.
Doch büßt er nun den Kopf noch ein,
Dann ist's ein Tier, das unbedingt,
Ob auch recht plump und wenig fein,
Doch viel Genuß und Nutzen bringt.

Auflösungen folgen am Schluß des nächsten Bandes

Digitized by Google

Aus der Welt des dem bloßen Auge Unsichtbaren

Von Dr. Otto Gruner / Mit 9 Bildern

„Der Welten Kleines ist höchst wunderbar,
Und aus dem Kleinen bauen sich die Welten."

Den Menschen bot sich in der Natur vieles, das sie frühzeitig in mannigfaltiger Weise praktisch gebrauchten, nachdem gewisse Wirkungen beobachtet worden waren. So gelangte manches zur Anwendung, das man wohl der Brauchbarkeit oder Wirkung nach schätzte, ohne es seinem Wesen nach zu erkennen. Bei den abendländischen Völkern standen „Erden", tonartige Gemenge, als Heilmittel in hohem Ansehen. Die griechischen Ärzte schätzten vor allem die lemnische Erde. Wo man sie fand und ausgrub, wurde sie gewaschen, geschlämmt und zu kleinen Scheiben geformt, die, mit einem Siegel versehen, in den Handel gelangten. Daher nannte man sie auch Terra sigillata = Siegelerde. Im Abendlande führten diese Heilmittel die Namen Bolus armenus und Bolus orientalis; sie kamen demnach aus dem Osten Europas. Das ursprünglich wohl aus dem griechischen Sprachkreis stammende latinisierte Wort Bolus bedeutet soviel als Bissen; ein pillenartiges Stück, das nicht größer war, um auf einmal in den Mund genommen zu werden. In der hypokratischen Medizin des fünften Jahrhunderts vor Christus werden bei der Behandlung von Wunden, die mit scharfen Instrumenten hervorgerufen worden waren, Anwendung von Trockenmittel empfohlen, die ermöglichten, Eiterungen zu verhindern. In dieser Zeit hatte man demnach erkannt, daß sich bei Trockenheit Infektionskeime, die in

Digitized by Google

mehr oder weniger gefährlicher Weise wirksam werden können, nicht so leicht bemerkbar machen. Es wird gesagt: „Die Wunden soll man im ganzen und großen nicht netzen, außer mit Wein (Alkohol); — denn das Trockene ist dem Gesunden eher verwandt, und das Feuchte eher dem Ungesunden."

Diese völlig einwandfreie Auffassung ist erst durch die Untersuchungen der Neuzeit bestätigt worden, nachdem man erkannt hatte, daß mehr oder weniger gefährliche Infektionskeime in trockenen Medien schwer oder gar nicht zu Kulturen auswachsen. Griechische und römische Ärzte verwendeten die erwähnten Tonerden bei der Behandlung großer nässender Wunden als austrocknendes Mittel. Auch in der inneren Medizin spielte die Erde aus Lemnos, oder auch der rote und weiße Bolus eine nicht unbedeutende Rolle. Man wendete sie gegen Diarrhöe und Darmleiden, sowie bei Behandlung solcher Fieber an, die von einer Reizung der Verdauungsorgane abhingen. Afrikanische Neger heilen noch heute ihr Darmleiden mit solcher Tonerde. Nach Angaben des Dioskorides und des römischen Arztes Klaudius Galenus, der im ersten Jahrhundert nach Christus starb, soll sich der innerlich verabreichte armenische Bolus sogar bei Fällen von Pest sehr nützlich erwiesen haben. Die späteren arabischen Ärzte verwendeten den Bolus armenus gleichfalls innerlich und äußerlich; auch im Mittelalter bekannte man sich in ärztlichen Kreisen zu dieser Ansicht. Paracelsus (1493 bis 1541), der „Vater" der modernen Medizin, behandelte Gichtiker und Rheumatiker mit Kieselsäure. Der bedeutende Arzt Kaspar Hoffman (1572 bis 1648), und der fast gleichzeitig wirkende Riveri rühmten den Bolus bei Fällen von Blutharnruhr. Hermann von Boerhave, der von 1668 bis 1738 lebte, wendete den aus Frankreich

Digitized by Google

stammenden Bolus, der in der Umgegend von Blois und Saumur gefunden wird, in Fällen von Pesterkrankung und der fauligen Ruhr mit Vorteil an; auch der 1605 gestorbene Aldovrandi pries den Bolus als wertvolles Heilmittel. G. van Swieten (1700 bis 1772) bestätigte die heilsame Eigenschaften des Bolus bei Diarrhöe und hartnäckigen „Bauchflüssen". Die Glashäger Kieselquelle bei Doberan in Mecklenburg stand bei den dort heimischen Anwohnern in hohem Ansehen.

In der älteren Medizin wurden diese „Erden" meist mit verschiedenen anderen Medikamenten verbunden verabreicht, worunter allerdings auch solche vorkamen, an deren Wirkung man später zweifelte. Man hielt diese Verordnungen deshalb für „lächerlich", und dehnte diese Auffassung auch auf die Heilerden aus. Im ersten Drittel des vorigen Jahrhunderts bemerkte Guibourt: „In unserer Zeit, wo man überhaupt oft ohne Untersuchung das verwirft, was uns die alte Medizin hinterlassen und wovon wir nicht sogleich eine Erklärung zu geben vermögen, ist dieses Mittel fast ganz außer Gebrauch gekommen." Aber noch um die gleiche Zeit empfahl Dewers, äußerlich die Anwendung des armenischen Bolus, mit Zucker eingestreut, gegen die nässenden Schwämmchen der Kinder, wenn sie mißfarbig wurden, statt des Borax anzuwenden. Diese Heilerden kamen übrigens nicht nur aus Armenien; weiße Erde, Bolus alba, ist auch aus Malta bezogen worden. Man kannte aber auch weiße, rote und grüne Erden, die aus Persien eingeführt wurden. Lichtbraune Siegelerde gewann man seit 1508 bei Striegau in Sachsen, und später noch die bläulichgraue sächsische „Wundererde" bei Stolpen.

Wie so oft, so ist auch in diesem Falle die vermeintliche Lächerlichkeit der alten Heilmittel durch klarere Einsicht

Digitized by Google

in das Wesen dieser Stoffe als überwunden zu betrachten. Professor Stumpf in Würzburg erwarb sich durch die Nachprüfung der alten Heilmittel bedeutende Verdienste. Professoren wie Kahl, insbesondere aber Kobert, Kümmel, Schulz, Rößle und Pfeifer erkannten die blutbeeinflussenden und bindegewebsanregenden Einflüsse der Kieselsäureerden und besonders des Wassers von Doberan auf den tierischen und menschlichen Organismus. Während der letzten Kriegsjahre wurde bei der Behandlung von infektiösen Erkrankungen der Verdauungsorgane weiße Tonerde erfolgreich verwendet. Sie gelangte aber auch bei der Behandlung größerer nässender Wunden zur Anwendung, und es stellte sich heraus, daß sich diese Methode überraschend bewährte.

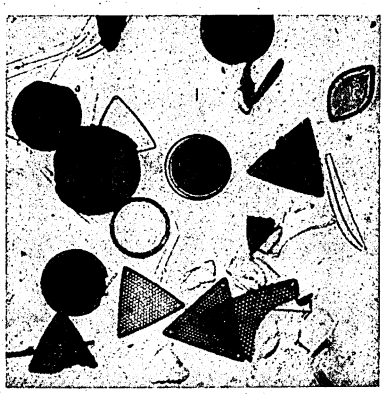
Guibourt hatte mit seiner Behauptung das Rechte getroffen, daß manches ohne Untersuchung verworfen ward, weil man keine Erklärung der Wirkung zu geben vermochte.

Was war es nun, das sich in der Siegelerde als wirksam erwiesen hatte, woraus bestand sie im wesentlichen? Bevor das Mikroskop, der „Kleinseher", erfunden war, konnte allerdings niemand ahnen, woraus diese „Heilerden" bestanden. Ein optisches Instrument zum Beobachten kleiner Gegenstände bezeichnete man nach den griechischen Worten micros = klein und scopos = Beobachter als Mikroskop. Eine Welt der Wunder erschloß sich seit dem Gebrauch dieses Apparates. Ein holländischer wahrer Liebhaber der Naturbeobachtung, Anton van Leeuwenhoek* (1632 bis 1723), betrachtete mit dem von ihm selbst hergestellten Mikroskop einen Tropfen stehen-

* Vergleiche „Wie dient die naturwissenschaftliche Forschung dem Leben?" Bibliothek der Unterhaltung und des Wissens, Jahrgang 1922, Band 12, Seite 145 bis 165.

Digitized by Google

den Regenwassers und sah darin kleine Lebewesen. Leeuwenhoek geriet auf den Einfall, Moos aus einer Dachrinne, Heu, Stroh und verschiedenes andere mit Wasser zu übergießen, das er dann eine Weile stehen ließ. So oft er etwas von diesem Wasser unters Mikroskop brachte, fand er es von allerlei „Tierchen" belebt. Nach dem Verfahren, mit dem der Forscher diese kleinen Lebewesen erhalten hatte, nannte man sie Aufgußtierchen oder Infusorien.

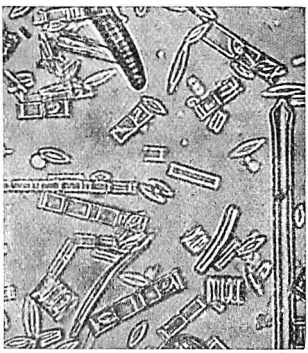


Kieselalgen aus dem Nordseeschlick.

Als Leeuwenhoek im Oktober 1676 der Londoner Akademie seine Beobachtungen mitteilte, hielt man die Entdeckung zwar für sehr wichtig, es fehlte aber an der Geschicklichkeit, mit dem von Leeuwenhoek angewendeten Instrument umzugehen. Trotzdem sich Männer wie Leibniz, Huggens, Muschenbroek und Vallisneri für das im Mikroskop sichtbar werdende „kleine Leben" interessierten, kam man zunächst doch nicht vorwärts. In der zweiten Hälfte des achtzehnten Jahrhunderts, nachdem es gelungen war, die Mikroskope zu verbessern, entdeckte Otto Friedrich Müller im Seetang vom Kopenhagener Ufer eine besondere Art von „Infusorien". Man sah sie als tierische Organismen an und gab ihnen den Namen Bazillarien oder Stabtierchen. Später stellte sich heraus, daß es sich um gewisse pflanzliche Organismen handelte,

Digitized by Google

die ihren aus Eiweißmasse bestehenden Körper mit einem Kieselpanzer einhüllen. Nachdem ihre durch einfache Teilung oder Spaltung erfolgte Vermehrung erkannt worden war, nannte man sie „Stückel"-, „Schnitt"- und „Spaltalgen" oder Diatomeen. Die neuere Bezeichnung ist Kieselalgen; man wählte sie, nach den oft überaus kunstvollen aus Kieselsäure erzeugten Panzern, die im Wasser unverweslich und unzerstörbar sind.



Kieselalgen.
Fossile Süßwasserablagerung aus dem Brohltal in der Eifel.

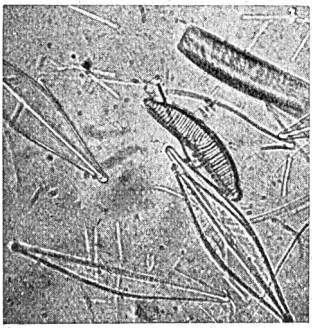
Manchem guten Naturbeobachter ist es wohl schon aufgefallen, daß im Frühjahr Bäche und Flüsse, Teiche, Weiher und Tümpel wie mit braungefärbtem Samt überzogen erscheinen. Diese Erscheinung kann man aber auch an größeren Seen und in ruhigen Buchten am Meere wahrnehmen. In gut durchsichtigem klaren Wasser erscheint der Boden bräunlich gefärbt, oder die vom Wasser überrieselten Steine schimmern in diesem Farbton.

Fischt man etwas von dem bräunlichen „Schaum" auf und bringt einen geringen Teil davon unter das Mikroskop, so beginnt für den Neuling die große Überraschung. Die gesamte Schaummasse besteht aus winzigen Kieselalgen. In den zierlichen, vielgestaltigen Panzern befindet sich das Protaplasma mit dem Kern und plattenförmige Chromatophoren, die außer dem Chlorophyll noch einen braunen Farbstoff enthalten. Zerstört man durch Salzsäure den Körper der Algen, so bleiben die überaus kunst-

Digitized by Google

voll gestalteten Kieselpanzer erhalten, die nun im Mikroskop ein immer wieder von neuem anziehendes und staunenerregendes Beobachtungsobjekt bieten.

Wie winzig diese Schöpfungen sind, kann man ermessen, wenn man sich vorzustellen sucht, daß sich zehn bis zwanzig Millionen solcher Kieselalgen in einem Kubikmillimeter des Meerwassers befinden; das ist ungefähr der Rauminhalt des Köpfchens einer — Stecknadel. Ein Kieselalgenschälchen mißt etwa 0,003 Millimeter und wiegt den millionsten Teil eines Milligramms! Berechnet man die Masse der in einem Kubikmeter Wasser enthaltenen Kieselalgen, so ergeben sich erstaunlich vielstellige Zahlen. Wegen der Winzigkeit und dem kunstreichen Gebilde dieser Kieselpanzerchen benützt man sie als sogenannte „Testobjekte" zur Prüfung der Leistungsfähigkeit unserer Mikroskope.



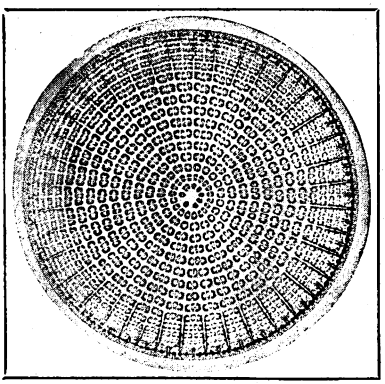
Navicula cuspidata oder Schiffchenalge, 550fache Vergrößerung.

Die Teilung der Kieselalgen erfolgt in überaus kurzen Zwischenräumen, so daß aus einer Diatomee in wenigen Wochen Millionen entstehen. Leben und Vergehen wirken sich unaufhörlich fast gleichzeitig aus. Im Meer und im Süßwasser rieseln und schweben fortwährend abgestorbene Schälchen nieder; ein wahrer „Regen" dieser zierlichen und doch unverweslichen und unzerstörbaren Kieselalgenschalen sinkt tagaus, tagein in den Seewässern zu Boden und so bilden sich allmählich dicke Schichten.

Digitized by Google

So sind im Laufe der Jahrtausende auf dem Grunde des Meeres überaus mächtige Lager von Kieselschalen entstanden. Und das Leben und Sterben dieser dem bloßen Auge unsichtbaren Kleinwelt ist auch heute noch nicht beendet. Sie bildeten allmählich unzerstörbare Erde und unter gewissen äußeren Einwirkungen Steine und Felsmassen.

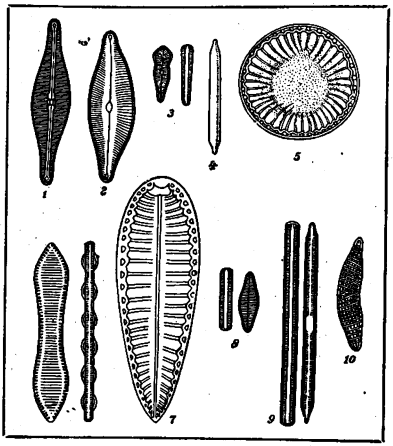
Auf der Erde findet man in vielen Ländern der Alten und Neuen Welt mehr oder weniger ausgedehnte und tiefreichende Festlandlager dieser einst aus dem Wasser herabgesunkenen Panzerchen. Gäbe es sonst keine Beweise dafür, daß die jetzigen Festlande einst von Seen oder dem Meere bedeckt und überflutet waren, die Kieselalgenablagerungen böten ein gewaltiges Zeugnis dafür. So mächtig sind stellenweise diese Lager, daß der Erdboden ein wesentlich verändertes Ansehen erhalten müßte, wenn sie nicht mehr da wären. C. G. Ehrenberg, der bedeutendste Erforscher dieser Kleinwelt, schrieb 1842: „Denkt man sich diese Überreste von der Erdoberfläche weg, so verschwände ein ansehnlicher Teil Rußlands an der Wolga und würde zu einem wahrscheinlich tiefen See. Die Insel Rügen würde mit einem Teile von Pommern und Mecklenburg, und dem größten Teile Dänemarks verschwinden. Ein großer Teil des südlichen Englands



Stark vergrößerter Durchschnitt der Kieselalge Arachnoidiscus Japonicus.

Digitized by Google

mit London, Dover, Brighton würde tief unter das Meeresniveau versinken, wie das nördliche Frankreich, der größte Teil Siziliens und vielleicht das ganze libysche Afrika samt Ägypten und einem großen Streckengebiete des nordwestlichen Asiens."



Einige Hauptvertreter der Süßwasserkieselalgen. 1. Navicula cuspidata, 2. Cymbella Ehrenbergii, 3. Gomphonema acuminatum, 4. Nitzschia linearis, 5. Campylediscus noricus, 6. Cymatopleura solea, 7. Surirella splendida, 8. Diatoma vulgare, 9. Synedra ulna, 10. Epythemia turgida. Sämtliche Kieselalgen sind stark vergrößert.

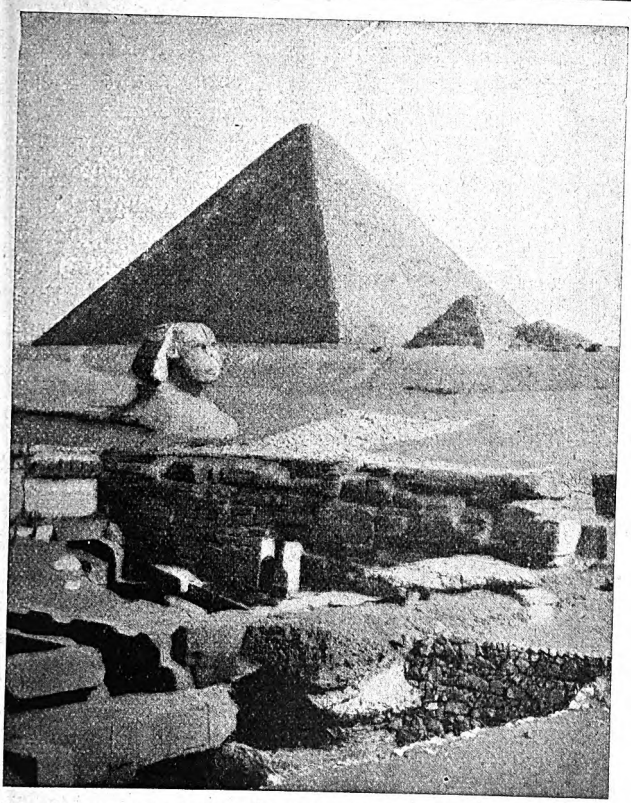
Wie wir zur Schätzung der Unendlichkeit des Weltalls nur unvollkommene Vorstellungen besitzen, da die uns gewohnten Maßvergleiche dafür zu gering sind, so fehlt uns auch die zureichende Vergleichsmöglichkeit für die erst im Mikroskop sichtbar werdende Kleinwelt. Von den unzählbaren Radiolarien und Foraminiferen starben und sterben ständig große Massen ab; ihre Schalen und Skelette schweben allmählich auf den Grund der Meere. In einem Gramm Meeressand sind bis fünfzigtausend solcher Gehäuse enthalten. Ein großer Teil der Erdrinde ist dadurch gebildet worden, daß mineralische Stoffe sich auf dem Meeresboden abgesetzt haben; auch Gesteinsmassen haben sich auf diese Weise gebildet. Wenn man

Digitized by Google

von gewissen Kalksteinen feine Dünnschliffe herstellt und unter das Mikroskop bringt, erkennt man, daß sie zahllose winzig kleine Schalen enthalten. So sind die ägyptischen Pyramiden aus solchem Gestein aufgebaut. Die teilweise mehr als dreihundert Meter unter den Meeresspiegel reichenden Kreidelager Englands bestehen aus solchen Kleinlebewesen und Kieselpanzern. Berlin erhebt sich auf einer solchen Ablagerung, die einst dort niedersank, als noch Wasser darüber flutete. Stellenweise sind diese Schichten bis zu dreißig Meter mächtig. Im Jahre 1783 wurden in Potsdam zum Aufbau von sieben Häusern über fünfzehnhundert Pfähle stärkster Art eingerammt; zuweilen mußten sogar drei Pfähle aufeinandergesetzt werden, da man erst in einer Tiefe von siebenundzwanzig Meter auf festen Baugrund geriet. Diese einst Kieselgur-, Bergmehl- oder Tripel genannten Ablagerungen finden sich fast überall auf der gesamten Erde. Die Bezeichnung Tripel stammt von Tripolis, woher einst Kieselalgen, sogenannter Polierschiefer, zum Glänzendmachen von Metall in die Welt versandt wurde.

Neuerdings betrachtet man die Kieselalgen, denen eine so bedeutende Rolle am Aufbau der Erde zukommt, als lebende Fossilien. Man sagt: „Die höher entwickelten Algen sind nicht aus Kieselalgen hervorgegangen, sie sind ein Entwicklungsansatz, der seit dem Kreidemeer — in dessen Ablagerungen heute noch lebende Gattungen zu finden sind — abbrach, der nie mehr weiter kam. Warum? — Vielleicht weil sie sich vorzeitig in einem Gehäuse bargen und sich dadurch von lebenden Wesen abschlossen, weil sie versteinten und damit die Fähigkeit verloren, an das Land zu steigen und auch andere von der Natur gebotene Lebensmöglichkeiten zu benützen, wie die des Wassers."

Digitized by Google



Die Cheopspyramide in Ägypten. Trotz der um sechs Meter verringerten Höhe ist dieses Bauwerk immer noch eines der höchsten der Erde. Die Seiten sind 227½ Meter lang, die senkrechte Höhe vom Erdniveau ist 137 Meter. Die Menge des verwendeten Steinmaterials ist auf 2½ Millionen Raummeter berechnet worden.

Nach den jeweiligen geologischen Verhältnissen hat die „Infusorienerde", das Bergmehl, die Kieselerde oder

Digitized by Google

Kieselgur ein anderes Ansehen. Auch die darin vorkommenden Kieselgehäuse sind nicht überall dieselben. Man kennt heute viertausend Arten; Gattungen und Größe erweisen sich als verschieden. Bald fand man sie lose, mehlähnlich weiß oder gelblich und grau, bald fester und kreideartig, aber leicht zerreiblich. Die Farbe wechselt von Isabellagelb bis zu Kastanienbraun. Auch blaugraue und grünliche Färbungen sind nicht selten. Ist Mangan damit vermischt, so wird die Masse durch Brennen rot. Auch der magere oder fette Tongehalt ist je nach geologischen Umständen anders beschaffen. Ihrer chemischen Zusammensetzung nach bestehen viele dieser „Erden" aus etwa vierzig bis fünfzig Prozent Kieselerde, achtzehneinhalb bis fünfundzwanzig Prozent Tonerde, null bis zwölf Prozent Eisen- oder Manganoxyd und vierundzwanzig bis sechsundzwanzig Prozent Wasser. Die Kieselpanzer sind teilweise mit mineralischen aber auch mit vegetabilischen Bestandteilen vermischt. Die farbigen Erden waren von Malern begehrt. Die Alten benützten rötliche und gelbliche Erden als Grundierungsmittel zum Auftragen des Goldes auf Holz, wie das heute noch üblich ist. Zu medizinischen Zwecken pflegte man die Masse zu reinigen und zu schlämmen. Es ist zu beachten, daß man in diesem Falle bei weitgehender Sorgfalt fast nur die reinen Gehäuse, die aus Kieselsäure gebildet sind, erhielt! In älteren Verordnungen, die für Apotheken gültig waren, findet man häufig die Forderung, die Heilerden gründlich zu reinigen.

Erinnert man sich an die Winzigkeit dieser Schälchen, so wird es begreiflich, daß sie beim Zusammenbeißen der Zähne nicht gefühlt werden. Reines „Bergmehl" fühlt sich überaus zart an, man glaubt feinst ausgemahlenes Weizenmehl, dem es in Farbe und Geschmack gleicht,

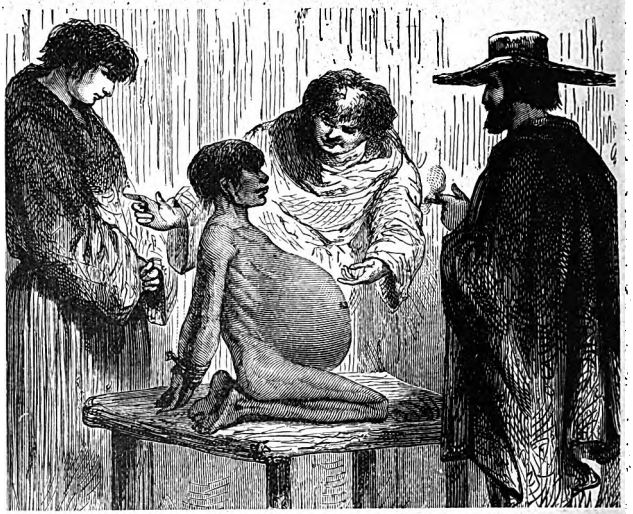
Digitized by Google

zwischen den Fingern zu haben, es besteht aus fast reiner Kieselerde und ist nur wenig mit Ton und anderen Stoffen verbunden. Wenn die Kieselalgen mit von zartem, weißen und fetten Ton vermischt sind, ist die Masse butterähnlich. Solchen Ton, eine „Steinbutter", fanden in den Sandsteinbrüchen am Kyffhäuser beschäftigte Arbeiter, die ihn in früheren Zeiten als wohlschmeckenden Brotaufstrich gerne verzehrten. Auch die Römer der Alten Welt mischten ein schneeweißes, feinem Weizenmehl gleichendes „Bergmehl" in ihre Alica, eines ihrer Lieblingsgerichte. Die „Erden" waren also auch eßbar! Da Kieselalgenlager auf der ganzen Erde zu finden sind, wirkt es kaum mehr überraschend, daß man sie da und dort in der Not dem Brotmehl beimengte; vielfach gelten diese „Erden" aber auch in normalen Zeiten als begehrte Leckerbissen. Die Landleute in Finnland mischten Kieselerde weniger aus Not als aus Gewöhnung und Liebhaberei unter den Brotteig. Trat einmal schwere Hungersnot ein, so mengte man dieses „Bergmehl" unter zerstoßene Baumrinde und suchte sich auch davon allein zu sättigen. In einer Basler Chronik von 1597 wird aus dem Elsaß stammendes Bergmehl erwähnt, aus dem in Hungerjahren kleine Kuchen gebacken und auf dem Markt feilgeboten wurden. Kleinen Kindern bereitete man ein Mus daraus. Im Dreißigjährigen Kriege aß man solches Bergmehl in Pommern und in der Lausitz. In der Festung Wittenberg fristeten die Leute in den Jahren 1719 und 1733 ihr Dasein mit derartig gestrecktem Brot, wozu man das „Bergmehl" aus einem in der Nähe befindlichen Lager herbeigeholt hatte. Professor Bruckmann schrieb 1742, daß ein befreundeter Kollege ihm eines dieser Notbrote geschickt habe, das wie ein Tonkuchen aussah. Diese Kuchen wurden vor dem Essen befeuchtet.

Digitized by Google

Johann Jakob von Berzelius (1779 bis 1848) untersuchte einst das von der lappländischen Grenze stammende „Bergmehl" und fand darin Kieselalgenpanzer, die denen der jetzt noch lebenden Arten glichen.

Als Alexander von Humboldt im Jahre 1800 den



Krankhafter Zustand einer Erdeesserin vom oberen Amazonas. In allerdings selten vorkommenden Fällen wird, ausschließlich jeder anderen Nahrung, nur Erde verzehrt.

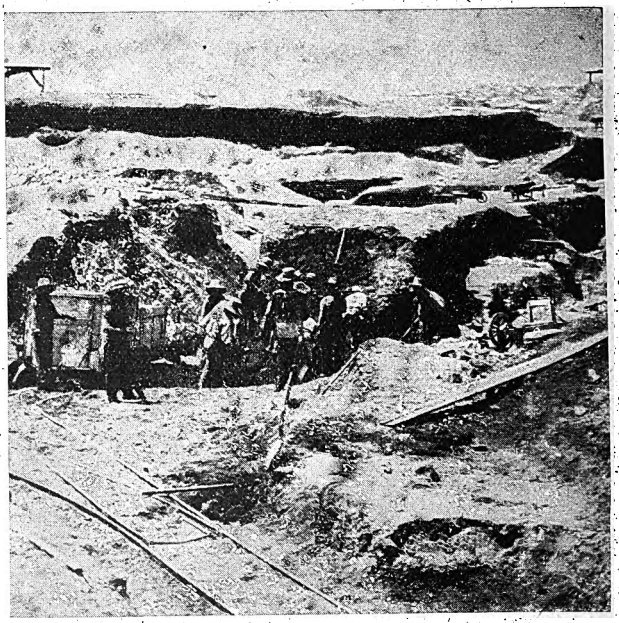
Orinoko hinabfuhr, lernte er die „erdefressenden Otomaken, einen Auswurf der Menschheit" kennen. Die Erde, welche diese Indianer verzehrten, war ein fetter, milder Letten von gelblich-grauem Aussehen, mit etwas Eisenoxyd gefärbt. Humboldt schreibt, „sie wählen ihn sorgfältig aus, und suchen ihn in eigenen Bänken am Ufer des Orinoko und Meta. Sie unterscheiden im Geschmack eine Erdart von der anderen, denn nicht jede ist ihnen

Digitized by Google

gleich angenehm". Sie kneten die Erde zu Kugeln und rösten sie äußerlich bei schwachem Feuer, bis die Rinde rötlich wird. Beim Essen wird die Kugel befeuchtet. Vermutlich wird dadurch der Geschmack beeinflußt, denn die kieselhaltigen Tone können sogar mit dem Lötrohr nicht geschmolzen werden. Diese Indianer waren größtenteils wilde, Pflanzenbau verabscheuende Menschen. Bei niedrigem Wasserstand der Flüsse lebten sie von Fischen und Schildkröten. Mit dem Anschwellen der Ströme hört der Fischfang auf. In dieser Zwischenzeit, die zwei bis drei Monate dauert, verschlangen die Otomaten ungeheure Mengen dieser Erde. In ihren Hütten sah Humboldt große Vorräte von Lettenkugeln zu pyramidalen Haufen geschichtet. Davon ißt ein Mann drei- bis fünfviertel Pfund. Hie und da, wenn sie es sich verschaffen können, verzehren sie auch eine Eidechse, einen kleinen Fisch und Farnkrautwurzeln. Während der Regenzeit bildete die Tonerde ihre Hauptnahrung. Auch in der trockenen Jahreszeit genossen sie als Leckerbissen täglich nach der Mahlzeit etwas Erde. Humboldt wunderte sich, daß der Genuß dieses Stoffes den Menschen nicht schadete. Er fragte sich: Kann der Letten wirklich Nahrungsstoff sein? Können Erden assimiliert werden, oder dienen sie nur als Ballast im Magen? Über diese Fragen wagte er nicht zu entscheiden. Erde, die Humboldt mitbrachte, ist von Vauquelin chemisch untersucht worden; man fand sie „rein und ungemengt". Um 1800 konnte man noch nicht wissen, daß dieser „Letten" größtenteils aus den winzigen Gehäusen von Kieselalgen bestand. Auf der Insel Java bemerkte Mohnike gekräuselte, zimtartige Röhren, die von den Eingeborenen gegessen wurden. Er schickte Proben davon an den bedeutendsten Kenner der Kleinlebewelt, Ehrenberg, der diese eßbare Erde untersuchte. Nach einem

Digitized by Google

Bericht aus dem Jahre 1848 bestand dieser „Ton" im wesentlichen aus Kieselalgenschalen. Dazu bemerkte Humboldt: „Es sind leere Schalen, so klein und zart, daß sie



Guanolager auf der peruanischen Insel Lobos de Afuera. Die mächtigen Lager werden im Tagebau abgegraben. Teilweise führen lange Stollen in die ausgedehnten Ablagerungen ein.

beim Zusammenbeißen der Zähne nicht bemerkt werden, füllend ohne eigentliche Nahrung."

Damals ahnte man nicht, daß zum Gedeihen des menschlichen Organismus gewisse anorganische Stoffe, Chlorkalzium, phosphorsaurer und kohlensaurer Kalk, Eisen und Mangan unentbehrlich sind. Bekannt ist, daß

Digitized by Google

„Bleichsüchtige" gerne Kreide und Kalk von Wandanstrichen essen. Die Kenntnis dieser Tatsachen ist auch heute noch nicht so verbreitet, als es ihrer hohen Bedeutung entsprechend allgemein zu wünschen wäre*. Die verschiedenen Tonerden sind wegen ihres Gehaltes an Mineralsalzen und mancher anderer Stoffe, die damit abgelagert sind, nicht so wertlos, als es den Anschein erweckt. Die Körperchen der winzigen Algen enthielten Eiweiß, Salze und Fettstoffe. So soll der Ölreichtum der Lüneburger Heide von den Kieselalgen herstammen. Bedenkt man, daß die Lager der Lüneburger Heide zwölf Meter mächtig sind, der Berliner Untergrund doppelt so viel und darüber ist, daß sie in Nevada, am Humboldt River, hundertfünfzig bis dreihundert Meter mächtig sind, so begreift man, daß bei so kolossalen Mengen auch andere Stoffe — insbesondere „Fette" — in großer Zahl darin vorhanden sind. Da aber auch dem menschlichen Organismus schädliche Substanzen, beispielsweise Kupfer, darin vorkommen, so ergibt sich, daß da und dort das Erdeessen bedenklich sein kann.

In den aus dem Auswurf von Vögeln entstandenen Guanolagern finden sich Massen von Kieselalgen. Diese Algen dienen den Fischen zur Nahrung, die allerdings nur die darin enthaltenen Eiweißklümpchen verdauen. Die Vögel ernähren sich wieder von Fischen, und so kommt es, daß sich die leeren Schalen der Kieselalgen im Guano finden. Diese werden also vom tierischen Organismus nicht verdaut und aufgelöst.

Die Sudanneger treiben sogar Schächte durch Sand-

* Wir verweisen unsere langjährigen Leser auf den Aufsatz: „Die Bedeutung der Kalksalze für den tierischen und menschlichen Organismus". Bibliothek der Unterhaltung und des Wissens, Jahrgang 1920, Band 6, Seite 150—168.

Digitized by Google

steinschichten, um die eßbare Erde zu gewinnen. Nicht nur in tropischen Gegenden, auch in anderen Ländern war das Essen von verschiedenartiger Erde verbreitet. In Senegambien fand man eine weiße, seifenartige Masse, die so weich wie Butter war; sie diente als beliebte Beigabe zu gedünstetem Reis und anderen Speisen. In ganz Asien ist Erde verzehrt worden; in China finden sich alte Berichte über „Brotsteine" oder „Steinbrot". Tungusen und Kamtschadalen schlämmten die Erde sorgfältig, so daß sie wie Milchrahm aussah. In Persien wurde gerösteter Speiseton in kleinen Scheiben in den Basaren verkauft. Die nomadischen Jäger Sibiriens kannten aus „Bergmehl" bereitete Kuchen. Posselt berichtete aus Mexiko, daß im Hochlande von Bolivia weiße Tonerde, sogenannte „Pasa", teils roh, teils geschlämmt genossen wurde. Offenbar nach europäischer Art zubereitet, formte man daraus Figuren, wie sie aus Marzipan beliebt waren. Nach Tschudi verzehrte eine ihm bekannte Dame „seit langen Jahren täglich einen Heiligen", der aus diesem Ton hergestellt war. In Spanien fand sich eine rote Ockererde, „Amalgra" genannt, die fast allen Gerüchten beigemischt wurde. Auf Sardinien herrschte die Gewohnheit, aus Eichelmehl gebackenem Brot Tonerde beizumengen.

Mit den Angaben von Fundstellen auf der ganzen Erde verbreiteter, mehr oder weniger ausgedehnter Kieselalgenablagerungen könnte man ganze Seiten füllen. Diese winzigen Schälchen sind gewissermaßen allgegenwärtig, denn man findet die auch vom Wind aufgewirbelten fliegenden Gebilde im Passatstaub und im dunklen Anflug auf dem Schnee der höchsten Gebirgsspitzen.

Die Baumeister der Alten Welt stellten aus Kieselalgen überaus leichte Ziegel her, die auf dem Wasser schwam-

Digitized by Google

men und in hohem Grade feuerbeständig waren. Der um neunzehn nach Christus geborene Geograph Strabo, Pli-

Die Sophienmoschee in Konstantinopel. Die Kuppel dieses Bauwerkes ist aus Backsteinen errichtet, die aus Kieselerde, die von der Insel Rhodus stammt, hergestellt wurden.

nius und Vitruv schrieben über diese Steine. Als unter Justinian I. in Konstantinopel im Jahre 532 die Sophienkirche errichtet wurde, benützten die Baumeister Anthemios und Isidoros zur Aufführung der kolossalen Kuppel

Digitized by Google

solche Ziegel, von denen fünf so viel wogen, als sonst ein gleich großer Backstein. Die Kieselerde, die zu diesen Steinen verwendet wurde, stammte aus Rhodus. Um die Mitte des vorigen Jahrhunderts ließ Ehrenberg mit der Masse der Berliner Kieselalgenablagerungen Versuche anstellen; es ergab sich, daß die Erde nur mit wenig Ton gemischt werden brauchte, um nach dem Brennen vorzügliche Ziegel zu geben, und zwar so leichte, daß sie, mit Wachs überzogen, wie Kork auf dem Wasser schwammen. Solche Kieselalgenziegel benützte man damals beim Bau der Gewölbe des „Neuen Museums", sowie beim Kuppelbau der königlichen Schlösser zu Berlin.

Solche Ziegel, das „idealste Baumaterial", sind auch im achtzehnten Jahrhundert hergestellt worden. Giovanni Fabbrone, der sich auf Vitrurs Nachrichten über die „schwimmenden Steine" der Römer stützte, machte zuerst im Jahre 1791 Versuche mit „Bergmehl" von Santa Fiora in Toskana. Er ließ daraus mit einem Zusatz von fünf bis zehn Prozent Ton geeignete Ziegel formen. Nach sechsstündiger Glühhitze erlangten sie granitähnliche Festigkeit, erwiesen sich als feuerbeständig, nahmen kein Wasser auf und waren dabei über viermal leichter als gewöhnliche Ziegelsteine.

Die Alten verwendeten die Kieselerde zu verschiedenen technischen Zwecken. Daß sie als Grundiermittel der Vergolder diente, ist erwähnt worden; man benützte diese „Erden" aber auch zur Feinpolitur edler Metalle.

Aus allem geht hervor, daß Kieselgur sehr leicht ist, daß man die Masse als schlechten Wärmeleiter anzusehen hat, daß sie unverbrennlich und gegen die meisten chemischen Einwirkungen unempfindlich ist und ihrer Porosität wegen das fünffache Eigengewicht an Flüssigkeiten aufzunehmen vermag. Aus der letztgenannten Eigentümlich-

Digitized by Google

keit erklärt sich die Wirkung bei der Behandlung von Darmleiden oder nässenden Wunden, da die Kieselerde Bakterien auffsaugt. In neuerer Zeit hat man Tintenlöscher aus Kieselgur mit zwanzig bis dreißig Gewichtsteilen Kaolinzusatz hergestellt und bei achthundert bis dreizehnhundert Grad Hitze gebrannt. Die zylinderförmigen Löscher können abgedreht und weiter verwendet werden. Stuckdekorationen, die besonders leicht sein sollen, werden daraus geformt. Man verwendet die „Erde" als Putzpulver, fertigt künstliche Polier- und Schleifsteine daraus, gebraucht sie als Filtrier- und Saugmaterial, zur Umhüllung von Dampfleitungsröhren, feuerfesten Kassen- und Eisschränken, zur Füllung von Hauswänden, Fußböden und zur Umhüllung von Wasserleitungen, da sie keinen Rost aufnehmen. Steinkitt läßt sich daraus bereiten, die Kreideschicht gewisser Druckpapiere enthält Kieselalgenschalen. Wasserglas wird daraus gewonnen, aber auch zur Porzellan- und Glasfabrikation eignet sich Kieselerde, sowie zur Herstellung von Farben, Guttapercha, Kautschuk, Siegellack, Feuerwerkskörpern und zur Zündmasse schwedischer Streichhölzer. Daß feingeschlämmte Kieselalgen eine wertvolle Masse zur Bereitung von Metallgipsformen sind, ist leicht begreiflich. Als Ausscheidungsmittel schmutziger Fette, als Klärmittel für Öle und chemische Flüssigkeiten bieten die winzigen Gebilde einen vorzüglichen Stoff. Man braucht sie auch zum Festmachen mineralischer Säuren; Petroleum und Spiritus erlangen dadurch hohe Konsistenz. Als Verpackungsmaterial für empfindliche Exportwaren lernte man sie schätzen. Als Düngemittel erweisen sich diese Erden besonders in Moorgegenden brauchbar. Im Brompulver verschluckt man mit dem medizinischen Mittel vermischte Algengehäuschen.

Digitized by Google

Als sich der Erfinder Nobel um die gefahrlose Verwendung des Nitroglyzerins bemühte, lagen aufregende Zeiten hinter ihm. Um die Mitte der sechziger Jahre des vorigen Jahrhunderts befand sich Alfred Nobels Fabrikanlage in der Nähe Stockholms in einem großen Gebäude. Eine gewaltige Explosion vernichtete diese Anlage samt allen darin tätigen Personen. Dann verteilte er die Herstellung in einzelne Schuppen, um solchen Katastrophen vorzubeugen. Bei der Fabrikation von Sprengpatronen gingen die Leute unvorsichtig um und abermals flog eine Abteilung in die Luft. Nun wurden neun Schuppen errichtet, in denen je zwei Mann arbeiteten. Eine Bleirinne, in der das gewaschene Öl vom zweiten zum dritten Schuppen geleitet wurde, war leck geworden und eine beträchtliche Menge Öl sickerte in den die Schuppen trennenden Erdwall und gelangte auch zu den Rohrleitungen der Warmwasserheizung, welche drei Schuppen erwärmte. Als sich am 3. September 1867 am Ausgang dieser Röhren bedenkliche Dämpfe, die Zersetzungsprodukte des Nitroglyzerins, zu zeigen begannen, suchte man sie sofort zu entfernen. Ein unvorsichtiger Schlag auf eine der mit Öl überzogenen Röhren führte eine Explosion herbei. Der Damm flog in die Luft und fünfhundert Kilo Öl in den benachbarten Schuppen explodierten gleichfalls. Mehrere Menschen, darunter der Chemiker Hertzmann und der jüngere Bruder Nobels, fanden dabei ihren Tod. Diese Katastrophe führte zu einem Verbot, Nitroglyzerin in der Nähe der Stadt herzustellen. Nobel brachte zunächst die nötigen Arbeitsräume in einem größeren Boot unter, das er in einiger Entfernung vom Ufer verankern ließ. Mit diesem beweglichen Laboratorium konnte er nach Bedarf den Ort wechseln; sobald irgendwo Einspruch erhoben wurde, fuhr man damit an eine andere Stelle.

Digitized by Google

Da kam dem gepeinigten Erfinder ein rettender Zufall zu Hilfe. Man benützte damals Kieselgur als Verpackungsmaterial für gefährliche, flüssige Chemikalien, da das bedeutende Aufsaugungsvermögen dieser Masse bekannt war. Wenn während des Transportes in Kisten verpackte, mit Kieselgur umhüllte Flaschen, die Säuren enthielten, zerbrachen, wurde die Flüssigkeit von der Masse zurückgehalten. Meist sickerte dann nur wenig heraus. So erging es mit einer Flasche, die Nitroglyzerin enthielt; sie zerbrach in der Kieselgurverpackung und wurde von ihr aufgesaugt. Alfred Nobel stellte mit der zufällig so getränkten Masse Versuche an, die ergaben, daß dieses nun nicht mehr ölige, sondern pulverige Material ein ausgezeichnetes und nicht mehr so gefährliches Sprengmittel war. Diesen neuen Stoff nannte Nobel „Dynamit" und ließ sich dafür am 19. September 1867 ein Patent erteilen.

So wirkten die winzigen Kieselalgenpanzerchen, die seit Jahrmillionen am Aufbau der Erde beteiligt waren, die sich in der ganzen Welt verbreitet finden und da, wo man sie in Lagern fand, den verschiedenartigsten Zwecken dienten, zum Sprengen von Felsmassen. Diese winzigen Fossilien, die aus fernster Zeit als ein nie weiter zur Entwicklung gelangter Zweig bis in unsere Tage weiterleben, sind wahrhaft wunderbar, sie halfen nicht nur Welten bauen, sondern fanden im Dienste des Menschen weitgehendste Anwendung.

Man benützte sie früh in der Heilkunst und Technik und in Zeiten der Not als Nahrung. Erst das Mikroskop entschleierte das Wesen dieser winzigen Kieselsäuregebilde, mit denen sich dem bloßen Auge unsichtbare Algen zum Schutze umgaben.

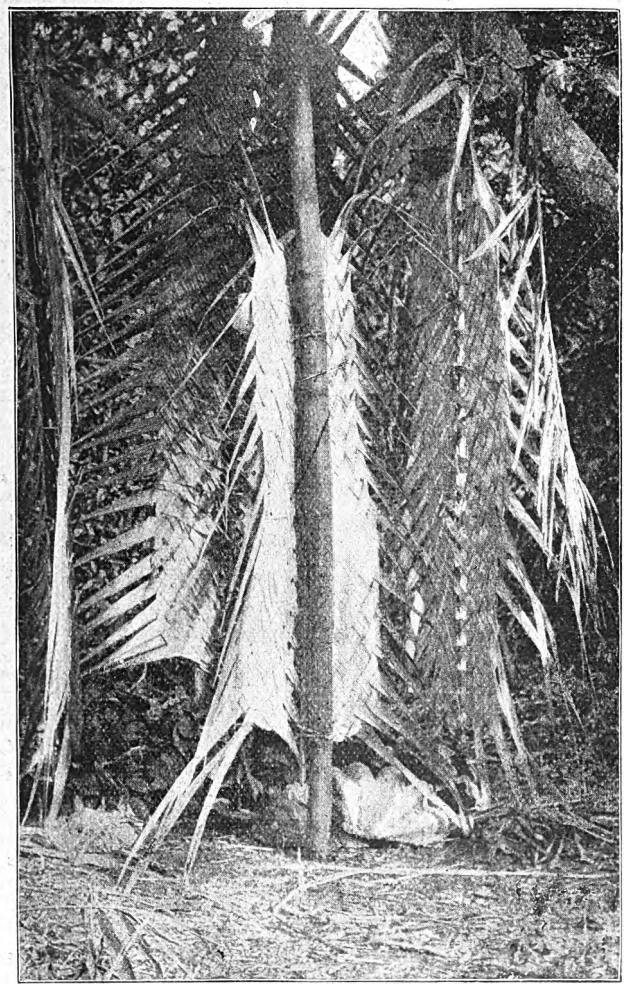
Digitized by Google

Eigenartige Gaben der Pflanzenwelt

Von Dr. Joh. Bergner / Mit 16 Bildern

Ein indisches Sprichwort lautet: „Die Kokospalme dient zu neunhundertneunundneunzig Dingen und die tausendste Nutzanwendung ist noch nicht gefunden". Diese Pflanze der Südsee ist darum längst in allen Tropenländern heimisch, und man findet dort dreißig Meter hohe Stämme und besonders an den Küsten meilenweite Wälder. Jeder, der schon den Kern einer solchen Nuß verspeiste, weiß aus eigener Erfahrung, daß zwischen Kern und lederartiger Schale eine dichte, braune Faserhülle liegt. Diese Faser wird zur Herstellung von Seilen, starken Säcken, wie sie die Kohlenträger haben, zu Teppichen und Matten, Pinseln, Besen oder Bürsten verarbeitet. Da tausend Früchte fast anderthalb Zentner des festen und doch leichten Stoffes liefern, ist die Kokospalme für alle gröberen Geflechte die wichtigste Faserpflanze. Die harte Schale des Kernes aber dient zu allerlei Gefäßen oder wird, da sie leicht zu polieren ist, zu Drechslerarbeit gern verwendet. Ihr milchiger, in reifem Zustande mehr nußartiger Inhalt nährt Millionen von Menschen, denen diese Palme alles liefert, was sie zum Leben brauchen. Die aus Kokosnüssen hergestellte Kohle ist ein vorzügliches Mittel zur Aufspeicherung von Radiumemanationen, das rund dreihundertmal so radioaktiv ist als das Wasser und dazu auch die gasförmigen Ausstrahlungen länger festhält, so daß auf diese ebenso einfache wie billige Art und Weise Radiumpräparate gewonnen und innerlich verwendet werden können. Das wäre wohl „die tausendste, in unserer Zeit gefundene Nutzanwendung".

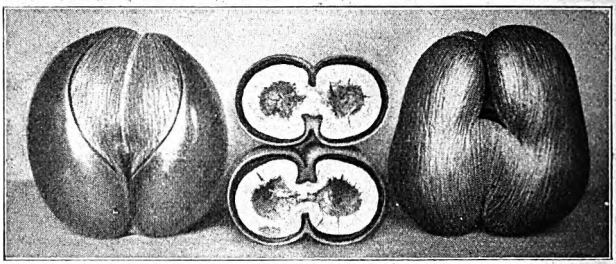
Digitized by Google



Regenschirm aus Kokosnußblättern, in dem der Zauberer den Regenzauber verbirgt.

Digitized by Google

Die größte Baumfrucht der Erde trägt die Doppelkokospalme, wie sie nach ihrer fast halbmeterlangen, meist zweilappigen Riesennuß genannt wird. Da man die Herkunft dieser seltsamen, bis fünfzig Pfund schweren Gebilde jahrhundertlang nicht kannte, entstand ein ganzer Sagenkreis um diese „Wundernüsse Salomos", die als besonders zauberkräftig galten. Fabelhafte Summen wurden dafür geboten; kam es doch nicht selten vor, daß indische Fürsten ein vollbeladenes Schiff für eine



Rechts: Eine teilweise polierte und daher tiefschwarz glänzende „Maledivennuß" der Seschellenpalme. In der Mitte eine durchschnittene Frucht. Links: Eine dreilappige Nuß.

Frucht in Tausch gaben. Infolgedessen waren diese Nüsse, die ab und zu einmal besonders auf den Malediven, jener Inselgruppe an der Westküste Vorderindiens, von der Meeresströmung angetrieben wurden, das Monopol des Herrschers, an den das kostbare Strandgut abgeliefert werden mußte. Dank seiner Faserhülle und des Hohlraumes im Nährgewebe, den später das zum schwammigen Saugorgan auswachsende Keimblatt erfüllt, kann diese Nuß weit auf der See fortgetragen werden. Auch in Europa, wohin die sonderbare Frucht zum erstenmal im Jahre 1602 durch einen holländischen

Digitized by Google

Digitized by Google

Admiral gelangte, galt sie als wundertätiger Talisman, so daß der allem Aberglauben zugängliche Kaiser Rudolf II. (1576—1612) die damals ungeheuere Summe von viertausend Goldgulden für einen Becher bot, wie die Malaien ihn aus solchen Nüssen fertigen, um sich vor giftigem Trank zu schützen.

Als im Jahre 1769 eine zur Erforschung der nordöstlich von Madagaskar liegenden Seschellen ausgesandte Expedition inmitten anderer Urwaldbäume die Mutterpflanze dieses Kuriosums entdeckte, verlor es seinen Nimbus, denn schon im nächsten Jahre brachte ein französischer Kauffahrer eine ganze Schiffsladung solcher Nüsse nach Kalkutta. Doch auch in unseren Tagen wird sie von Sammlern so geschätzt, daß die englische Regierung ein Schutzgesetz für dieses prächtige Naturdenkmal erließ. Die Vermehrung der ohnehin seltenen Seschellenpalme erfolgt überaus langsam, denn dreißig bis vierzig Jahre vergehen, ehe sie blüht, und weitere sieben bis zehn Jahre sind bis zur Fruchtreife erforderlich. Merkwürdig ist die Mütze, die auf einer anderen Palme wächst; es ist die über einen Meter lange, trichterförmige Blütenscheide, die aus kreuzweise verflochtenen, äußerst dehnbaren Fasern besteht. Die Brasilianer benützen diese Hüllen ohne weiteres als Kopfbedeckung, die größeren aber als Marktnetz oder sie verwenden das hübsche Gewebe zu haltbaren Kleiderstoffen. Die Mützenpalme, die in den feuchten Wäldern des Amazonenstromes und Westindiens gedeiht, sieht merkwürdig genug aus, da sie trotz der geringen Höhe von nur drei oder fünf Metern überaus lange, neun Meter große und anderthalb Meter breite, gezähnte Blätter trägt, die als Dachbedeckung mindestens zehn Jahre halten. Die Blütenhülle der Kokospalme liefert ein Sieb, das unsere Hausfrauen recht

Digitized by Google

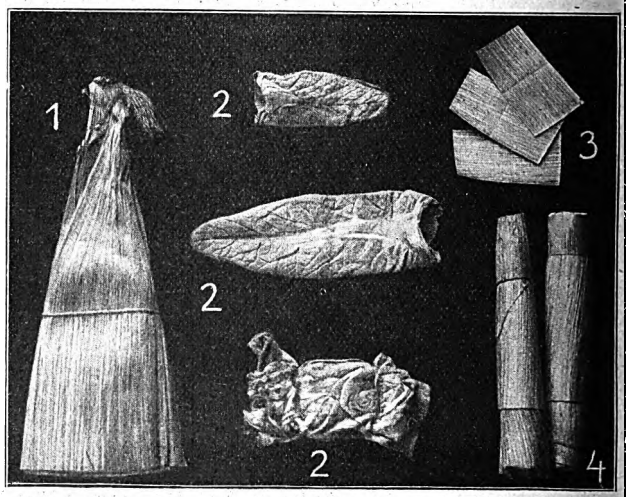
gut als Kaffeefilter brauchen könnten, als Regenmantel dienen die Blattscheiden der in Ostasien vielgepflanzten, schon an der Riviera häufigen Bast- oder Hanfpalme, die unter anderem auch zur Herstellung von Hüten oder zum Auskleiden von Teewärmkisten verwendet werden.

Neger bei der Herstellung von Rindenstoff.

Tuche liefert der gewandgebende Feigenbaum, der als Kulturpflanze im ganzen einigermaßen feuchten Innerafrika verbreitet ist. Nachdem die äußere Borke abgeschält, läßt sich die innere in lange Streifen lösen, die man zunächst in Wasser einweicht und dann mit einem grobgerillten Holzhammer nach allen Seiten gleichmäßig bearbeitet. Bis zu fünf immer feinere Schlegel werden dabei verwendet, denn je dünner dieses Baum-

Digitized by Google

tuch hergerichtet wird, umso wertvoller ist es. Ein nur zwei Meter langer Stamm von fünfzig Zentimeter Durchmesser liefert denn auch schon vier Quadratmeter Stoff. Dazu ergibt der schnellwüchsige Baum vom



1 Ostindische Zigarrentasche aus dem Kolbenhüllblatt des Maises. 2 „Fingerlinge", Filzüberzug der Blätter von Hermas gigantea, der den Hottentottenzünder liefert. 3 „Papier" aus den Kolbenhüllen des Maises. 4 Ostindische Zigarren mit Deckblättern aus Mais.

zweiten bis zum dreißigsten Jahre reiche Erträge, denn alle dreiviertel Jahre wird die Rinde geschält, die sich unter den zum Schutze aufgebundenen Bananenblättern schon nach vierzehn Tagen wieder ersetzt. Die ebenso schmiegsamen wie haltbaren Tuche sind gleichmäßig; der meist noch hübsch bemalte Stoff wird seit Menschengedenken als Kleidung verwendet. In zivilisierten Län-

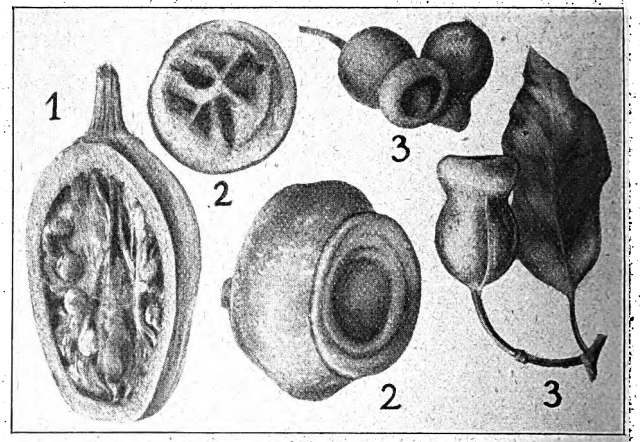
Digitized by Google

Fidschiinsulaner im Festgewand, das aus Blättern und Rindenstoffen gemacht ist.

Digitized by Google

dern, vor allem in Amerika, ist er als Zimmerschmuck oder als origineller Bucheinband beliebt.

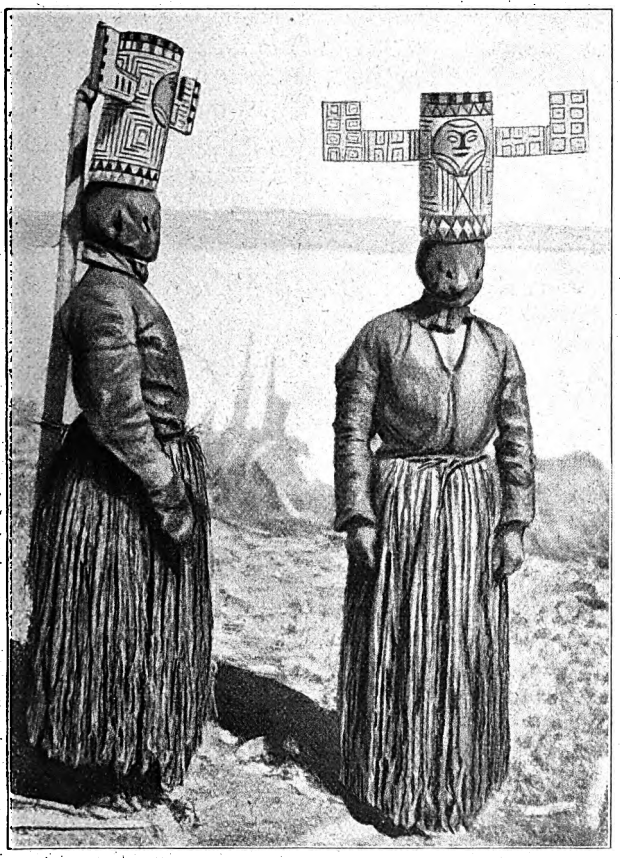
In Polynesien und Südasien leistet der zähe, feinfaserige Bast des ursprünglich chinesischen Papiermaulbeerbaumes denselben Dienst. Meist werden mehrere Lagen des dünnen, weichen Stoffes übereinander ge-



1 Die halbmeterlange Frucht des Affenbrotbaumes (Adausonia digitatas) bildet halbiert eine natürliche Schöpfkelle. 2 Ein Topf, wie ihn der Topffruchtbaum Brasiliens liefert. 3 Die urnenförmigen Früchte eines Eukalyptubaumes.

leimt, die als „Tapa" in früheren Zeiten die wichtigste Gewandung bildete. Auch dieser an zehn Meter hohe Baum ist sehr ergiebig, denn schon neun Monate nach Aussetzung der Wurzelsprosse läßt sich der etwa einen Meter lange Trieb verwenden, dem im nächsten Jahre zwei bis drei, dann fünf bis sechs und immer mehr Sprossen folgen, bis im fünfzehnten Jahre die Rinde hart und unbrauchbar wird. Auch unser Klima erträgt es gut, des-

Digitized by Google



Maskierte Tänzer der Yahunaindianer vom Rio Apaporis, Ostkolumbien. Die Jacke und die Gesichtseinhüllung ist aus rot gefärbtem Bast angefertigt; den Unterkörper bedeckt eine Schürze aus Bast.

halb ist er in Süddeutschland ein nicht gerade seltener Zierbaum, dessen verschiedenartig geformte Blätter besonders

Digitized by Google

auffallen. Wenn nun die Kleider auch nicht unmittelbar „auf den Bäumen wachsen", so gilt das doch von den Fingerlingen eines unserer Abbildungen, die einem Doldengewächse des Kaplandes entstammen. Die eine grundständige Rosette bildenden Blätter haben zum Schutze gegen allzustarke Bestrahlung einen Filzüberzug,

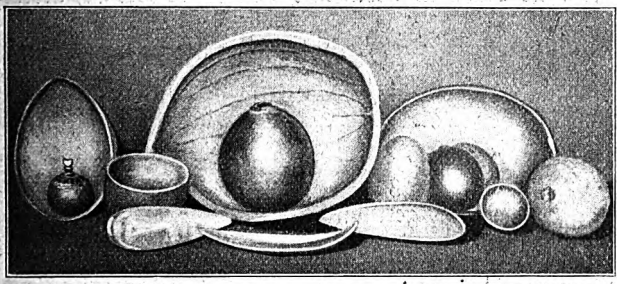
Allerlei „Kalabassen". In der Mitte aufrecht: drei Flaschenkürbisse (Lagenaria vulgaris); davor steht ein aus einem Warzenkürbis gefertigter Behälter. Bei einigen Gefäßen sind die Ornamentkonturen eingeritzt; die Bemalung in Weiß und Rot wirkt höchst reizvoll. Diese Gefäße erinnern kaum mehr an Naturprodukte.

der sich abstreifen und als Zunder brauchen läßt. Damit der Glimmstengel nicht fehle, liefert die Kolbenhülle des Maises nicht nur das nötige Zigarettenpapier, das dem Indier auch als Deckblatt billiger, aus Rippentabak bestehender Zigarren dient, sie gibt ihm auch die Tasche noch für solches Rauchgut.

Viel wichtiger als dieser Hottentottenzunder ist eine

Digitized by Google

gleichfalls südafrikanische Pflanze, deren halboberirdischer Stammteil einer riesigen Landschildkröte ähnelt. Der Knollen dieser außerordentlich rasch wachsenden „Schildkrötenpflanze" erreicht einen Durchmesser von drei Metern und ein Gewicht von rund sechs Zentnern, da alle von den kletternden und ihren breitherzförmigen Blättern erzeugten Nährstoffe für die Zeit der Dürre darin aufgespeichert werden. Sie wird dadurch zu einem



Allerlei Eß- und Trinkgerät aus der Frucht des Kalabassenbaumes. In der Mitte die sogenannte Kuja, eine Schüssel aus Brasilien, darin befindet sich die Frucht des Kalabassenbaumes. Davor liegen drei „Buschnegerlöffel". Links: kleines Farbenbüchschen aus Surinam. Rechts: ganze und ausgehöhlte Kalabassenfrüchte wie sie besonders die Karaiben in ihrem Haushalt benützen.

ungeheuren Kapselbrot, dessen sagoartigen Inhalt die Eingeborenen backen, weshalb dies Pflanzenwunder auch den weiteren Namen „Hottentottenbrot" erhielt.

Eine Wolfsmilchart des tropischen Amerika, der Streusandbüchsenbaum, hat kreisrunde, bis zu acht Zentimeter breite Früchte, die man, solange sie noch jung sind, auf dem Schreibtisch verwenden kann. Sobald sie aber reif geworden, zerspringen diese furchigen Dinger laut knallend in ihre einzelnen Fächer. Der Urwald hallt dann

Digitized by Google

wie von Pistolenschüssen wider, und die holzigen Teilstücke fliegen vierzehn Meter weit und säen so die giftigen Samen aus.

Vegetabile Töpfe liefern die zu den größten und gewöhnlichsten Bäumen des brasilianischen Waldes zählenden Topffruchtbäume, die noch den Vorzug haben, daß sie in ihren mandelähnlichen Samen gleich einen ebenso wohlschmeckenden wie nahrhaften Inhalt bieten, der ohne Mühe zu erlangen ist, da der Deckel zur Reifezeit von selber abfällt.

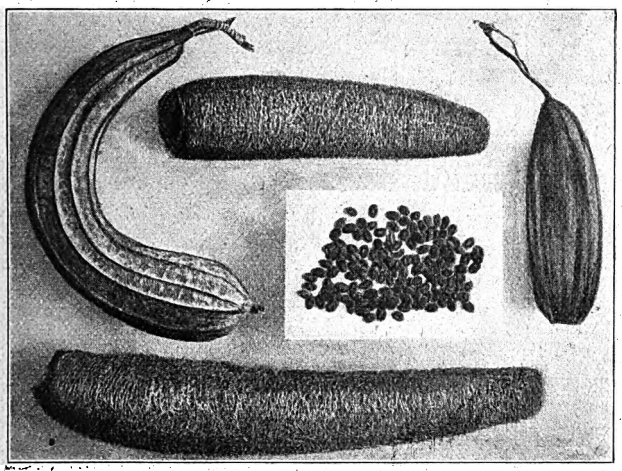
Hübsche Urnenfrüchte, die sich zu Farbbüchschen eignen, spenden die zum Teil riesenhaften Eukalyptusbäume, die in Australien Wälder mit Stämmen von hundertfünfzig Meter Höhe bilden. Da sie spärlich belaubt sind und der senkrechten Stellung der blaugrünen schmalen Blätter wegen, die beim geringsten Lufthauch erzittern, geben sie wenig Schatten, so daß ein flimmerndes Zwielicht im Walde herrscht.

Wertvoller ist die Frucht des in den Steppen Mittelafrikas häufigen Affenbrotbaumes, des umfangreichsten aller Bäume, der zwar nur eine Höhe von vier Metern, doch einen Durchmesser von zehn Metern erreicht. Die langen Äste bilden einen bis zu fünfzig Meter breiten Wipfel und verdecken, sich zur Erde senkend, den ganzen Stamm. Sein weiches Holz ist ziemlich wertlos, und da der Baum, der über tausend Jahre alt wird, meist hohl ist, benützen ihn die Senegalneger als Zisterne oder schlagen ihre Wohnung darin auf. Zum Nützlichen kommt noch das Angenehme, denn die melonenartigen, halbmeterlangen Früchte liefern ihnen eine erfrischende, durststillende Nahrung, die halbierten Schalen aber Schöpflöffel und dergleichen mehr.

Als Vorbild der Töpferei darf wohl der Kürbis gelten,

Digitized by Google

dessen holzige Schale schon seit Jahrtausenden, wie Gräberfunde bezeugen, zu allerlei Gefäßen dient, so daß anzunehmen ist, daß diese Formen später auch in gebranntem Ton nachgebildet wurden. Vor allem wird seit undenklichen Zeiten der harte Flaschenkürbis gern



Die Netzgurke mit ihrem schwammigen Gefäßnetz. Links: scharfkantige Netzgurke (Luffa acutangula). Rechts: runde Netzgurke (Luffa cylindrica). Oben und unten: das die Samen umhüllende Fasergewebe. Mitte: Samen, aus denen Öl gewonnen wird.

dazu verwendet, dessen Heimat in den Tropen der Alten Welt zu suchen ist, wo er die stattliche Länge von anderthalb Meter erreicht, weshalb man ihn auch „Herkuleskeule" genannt hat. Er wird jedoch längst in vielen selbst rundlichen Kulturformen in allen warmen Landen angebaut und reift in heißen Jahren auch in unserem Klima. Im Haushalt der Malaien, Australier, Neger und In-

Digitized by Google

dianer findet man die verschiedensten, meist hübsch verzierten und bemalten Schalen, Dosen, Flaschen, Näpfe und dergleichen mehr, wie überhaupt die meisten allersogenannten Kalabassen aus diesem weit verbreiteten Kürbis gefertigt sind*.

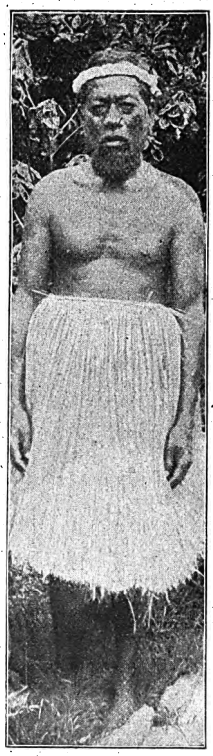
Der Kalabassenbaum war vor der Einbürgerung dieses altweltlichen Rivalen sein Stellvertreter in der Neuen Welt. Noch heute besteht das kleinere Hausgerät der Jägerstämme Südamerikas aus seinen kürbisartigen Früchten. Doch eine Kürbispflanze ist es nicht; der Kalabassenbaum gehört zu der artenreichen Familie der Bignonien, zu denen viele der bekannten tropischen Lianen zählen. Auch die sogenannte „Affenbürste" entstammt dieser Familie; der sonderbare Name rührt daher, daß sich die Affen, wie erzählt wird, mit dieser kurzbedornten Fruchtschale das Fell kratzen und bürsten. Eine andere „Naturbürste" entsteht durch Auswaschen des stärkehaltigen Gewebes aus einem Stückchen Palmenholz.

Die Netzgurke, wie schon der Name sagt, ist wieder ein Kürbisgewächs, das als Lieferant pflanzlicher Badeschwämme wichtig ist. Die jungen Früchte sind genießbar, die reifen liefern nach Entfernung der trockenen Außenhülle und der dunklen Samen das unter dem Namen Luffa bekannte Gewebe, das zum Frottieren oder zur Herstellung von Badepantoffeln, leichten Mützen und Tropenhelmen dient. Die in Südasien heimische Pflanze wird in den Tropen der Alten und Neuen Welt viel angebaut und kommt meist von Japan und Ägypten aus in den Handel.

* Vergleiche Bibliothek der Unterhaltung und des Wissens, Jahrgang 1918, Band 4, Seite 143: E. Arriens, Der Kürbis als Kulturfaktor. Mit 9 Bildern.

Digitized by Google

Digitized by Google



Häuptling auf den Marschallinseln in alter Tracht. Die Kleidung besteht aus seidenweichem Baststoff.

Selbst „Elfenbein" findet sich in der Pflanzenwelt, ja, eine Palme, die an den Flußufern und Bächen des Inneren von Südamerika sehr häufig ist, heißt deshalb auch Phytelephas. Die runde, fünfundzwanzigpfündige Frucht des ziemlich niederen Baumes ist eigenartig schon durch ihren Bau, denn jedes dieser kopfgroßen Gebilde enthält sechs oder mehr eng aneinanderliegende holzige Teilfrüchte, deren jede in besonderen Gefachen mindestens vier hühnereigroße, von einer schwarzbraunen Schale umgebene Kerne enthält, die im Zustand der Reife fast chemisch reine Zellulose sind. Die weiße, hornartige Masse läßt sich schwer schneiden, doch gut färben und auf der Drehbank zu Knöpfen und Stahlgriffen verarbeiten. Solche Steinnüsse kommen seit etwa hundert Jahren in ganzen Schiffsladungen nach Europa, wo namentlich die gelbliche Sorte, die sogenannte Savanilla, sehr begehrt ist, weil sie dem immer seltener werdenden tierischen Elfenbein am meisten ähnelt. Auch Polynesien liefert gute Ware, die ihrer Größe wegen noch vielseitiger verwendbar, durch eingelagerten oxalsauren Kalk jedoch sehr hart ist. Diese Steinnüsse stammen von hochstämmigen Bäumen, nahen Verwandten der bekannten Sagopalme,

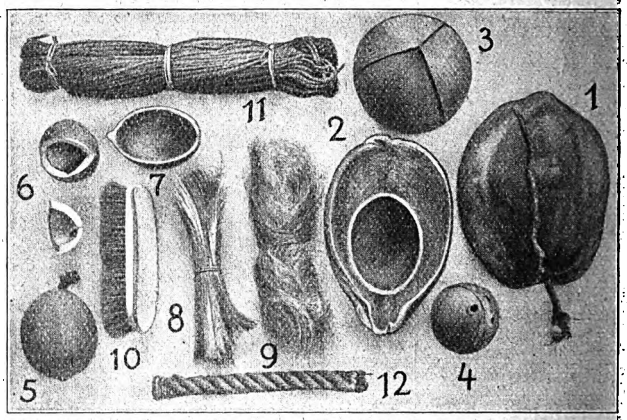
Digitized by Google

die unter ihrer dünnen Holzschicht bis zu fünf Zentner des geschätzten Stärkemehls enthält. Es sind meist apfelgroße, schuppige Panzerfrüchte, die unter ihrer schwachen, fleischigen Schicht die harten Kerne bergen. Die besten, die früher als Tahitinüsse bezeichnet wurden, liefern die viel weiter nordwestlich gelegenen Karolinen. Sie sind leicht kenntlich an ihrem roten Schuppenpanzer und der glänzend schwarzen Samenschale, während die von den Salomonen eine strohgelbe Hülle und eine braune, etwas furchige Schale haben. Als dritte wäre noch die Astpalme zu nennen, mit ihrem gabelig verzweigten Stamme —

Jaguartanz der Kanaindianer. Die Maske ist aus weißem Bast angefertigt und mit schwarzen und roten Ringen bemalt.

Digitized by Google

ein seltenes Vorkommnis unter Palmen — eine Charakterpflanze der afrikanischen Steppe und in manchen Gegenden Oberägyptens der einzige Baum ist. Die wie mit gelbbraunem Glanzleder überzogene schwammige

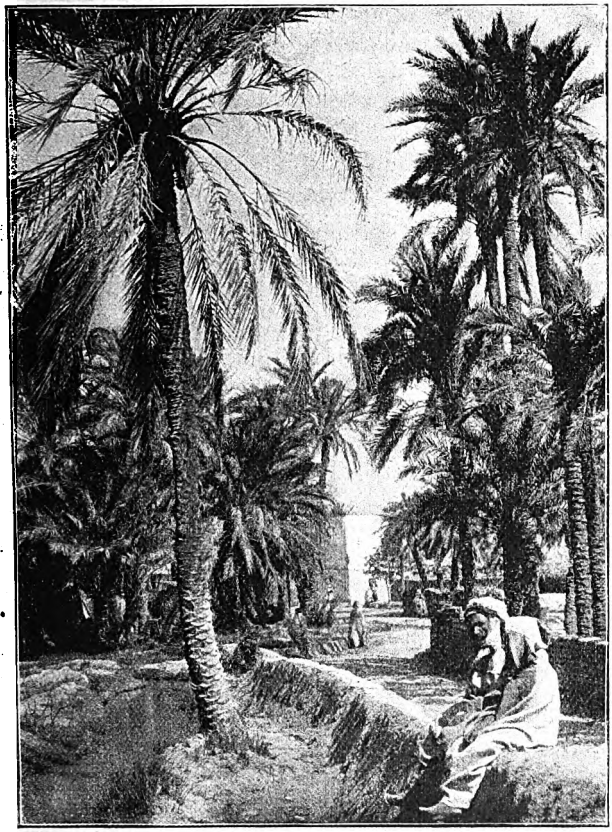


Die Kokosnuß und ihre Produkte. 1 Ganze Frucht. 2 Halbierte Frucht; die mittlere Faserschicht liefert die mannigfach verwendbare Kokosfaser. 3 Frucht: obere Hälfte. 4 Die Frucht hat oben drei Öffnungen zum Durchtritt des Keimlings. 5 Steinkern der Kokosnuß mit keimendem Samen, dessen Wurzel aus der gegenüberliegenden Öffnung ausgetreten ist. 6 Samen der Kokosnuß, bildet als Kopra den Hauptexportartikel der Südseeinseln; er liefert Öl und den als Futtermittel wichtigen Prenrückstand, den Palmkuchen. 7 Halbe Schale. 8 Gehechelte Faser. 9 Rohe Kokosfaser. 10 Bürste aus Kokosfaser. 11 Stricke. 12 Seil.

Frucht, eine beliebte Speise zur Pharaonenzeit, hat einen hornigen, doch hohlen Kern, der zu Rosenkränzen und kleinen Spielsachen verarbeitet wird.

Auch die brasilianische Bogenpalme, ein überaus stachliger Baum, liefert in ihrer dicken, braunen Stein-

Digitized by Google



Palmen in der Oase Tuat.

schale einen Rohstoff, aus dem die Indianer Büchschen, Fingerringe und anderen Schmuck verfertigen.

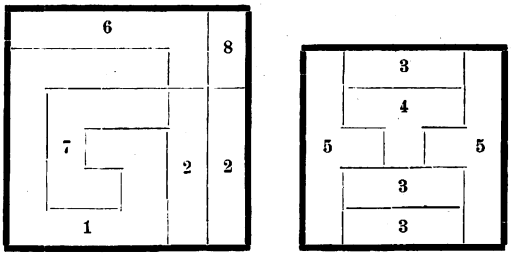
Von all den merkwürdigen Gaben, die sonst die Pflanzenwelt noch bietet, sei nur der bis zweihundert

Digitized by Google

Meter langen Kletterstämme der Rotangpalmen gedacht, die den Urwald undurchdringlich machen. Diese Naturseile liefern den Indomalaien wie den Bewohnern Neuguineas ein Bindematerial, wie es haltbarer kaum zu denken ist. Auch uns ist es wohl bekannt, denn der spanische Stecken ist unseren Kindern oft ein panischer Schrecken. Vor allem aber sind die feingespaltenen glänzenden Streifen der kieselsäurehaltigen Schicht ein ausgezeichnetes Material zum Flechten von Stuhlsitzen, während die weichere Innenmasse zur Herstellung von Korbmöbeln verwendet wird. Und daß sich auch gut unter heißerer Sonne auf diesen Sesseln rasten läßt, spendet die Schirmpalme Zeylons und Malabars in ihren Blättern Riesenfächer von zwei Metern Länge und vier Metern Breite, die mindestens zwanzig Personen überschatten.

Immer wieder also treten die Palmen hervor, die denn auch mit dem Dasein des Menschen aufs innigste verknüpft sind, ihm Nahrung und Getränke, Kleidung, Baustoff für seine Hütten, Schmuck und Waffen liefern.

Zerlegaufgabe



Aus den Teilen der zwei Quadrate ist der Name eines ehemaligen Herzogtums zu bilden.

Auflösung folgt am Schluß des nächsten Bandes.

Digitized by Google

Ein verhängnisvoller Abend

Humoreske von Peter Nuß

Meine Cousine Gerda weilte wieder einmal zu Besuch in Berlin. Wenn ich hinzufüge, daß sie achtzehn und ich zwanzig Jahre zählte, daß sie blondhaarig und schlank war und entzückend lächelte und zum Überfluß, daß es gerade Mai war, ein Mai, in dem alle Knospen wie üblich sprangen, so sind weitere Erklärungen nicht nötig, und der Leser kann alles Nähere in einem beliebigen Band lyrischer Gedichte nachlesen. Aber selbst dem in der einschlägigen Literatur wenig Bewanderten dürfte es nicht unbekannt sein, daß zur Liebe zwei gehören. Man kann sich auch nicht, wie bei Zollverträgen, mit der Meistbegünstigungsklausel begnügen, sondern man fordert volle Gegenseitigkeit. Wie stand es damit? — Ich liebte Gerda; liebte sie auch mich? Meine Haare leuchteten nicht blond, ich war nicht schlank, und ob mein Lächeln entzückend wirkt, weiß ich bis zum heutigen Tage nicht. Also stand es nicht ganz klar. Es schien mir wohl manchmal, vielmehr es schien mir recht oft, als ob — aber kurz gesagt, ich wußte es eben nicht genau. Ich weiß recht gut, was man dazu sagen könnte, und ich bin in der Lyrik ebenfalls genügend beschlagen, um das einfache Mittel für solche Fälle zu wissen: „Da hab' ich ihr gestanden Mein Sehnen und Verlangen." Ja, da saß eben der Haken!

Es war mir unmöglich, Gerda meine Liebe zu gestehen. Warum? Sie wohnte bei Tante Ida, und Tante Ida besaß sechs Kinder, die ihrer geliebten Cousine Gerda nicht von der Seite gingen. Eines oder das andere wich zwar gelegentlich; aber zwei oder drei waren immer in

Digitized by Google

ihrer Nähe. Alle Kriegslisten, alle Bestechungsversuche mit Schokolade, Briefmarken und andere Lockmittel erwiesen sich als vergebens. Ich bekam Gerda nie allein zu sprechen.

Da endlich bot sich eine Gelegenheit. Tante Ida hatte kürzlich ihren fünfzigsten Geburtstag gefeiert. Besondere Lustbarkeiten gab es aus diesem Anlaß nicht, auch keine übermäßig reiche Bewirtung der Glückwünschenden. Sie erklärte, unter den heutigen Zeitverhältnissen würde man damit berechtigtes öffentliches Ärgernis erregen. Und in der Familie fand man das begreiflich; Tante Ida war immer ein wenig eigenartig gewesen. Im Augenblick empfand sie den Ausfall einer festlichen Veranstaltung immerhin als ungewöhnlich und hatte versprochen, die gesamte Familie gemeinschaftlich ins Theater zu führen. Gerda sollte mitkommen, und da ich als Student allein in Berlin lebte, wurde ich ebenfalls eingeladen. So waren wir zusammen zehn Personen. Denn Tante Ida hatte auch einen Mann; ich habe ihn bisher zu erwähnen vergessen, aber er kam wirklich neben Tante Ida nie zu erheblicher Bedeutung.

Ein glücklicher Zufall fügte es, daß die zehn Plätze nicht zusammen, sondern gruppenweise im Parkett zerstreut lagen. Darunter waren auch zwei Plätze. Es mußte doch wunderlich zugehen, wenn es mir nicht gelänge, die Verteilung der Karten in die Hand zu bekommen und die beiden getrennten Plätze für Gerda und mich zu ergattern. Und dann — nun, es gab ja Fortissimos genug in einer Operette, die einen vorsichtig bemessenen Gefühlsausbruch zu decken imstande waren.

Der Theaterabend kam. Alles ging gut. Ich hatte Tante Ida klar gemacht, daß ich kurzsichtig oder weitsichtig wäre oder sonstwie abnorme Augen hätte — ich

Digitized by Google

weiß es nicht mehr genau — und daß von allen Operngläsern der Familie nur dasjenige Gerdas für meine Augen paßte, daß somit wir beide notwendigerweise zusammensitzen müßten. So war es mir geglückt, das zusammengehörige Kartenpaar zu erlangen, die eine Gerda zu übergeben und die andere als kostbaren Schlüssel zu meinem Glück in meiner Brusttasche zu bergen.

Nun standen wir im Vorraum des Theaters, alle in froher Erwartung der Dinge, die da kommen sollten. Selbst auf Tante Idas strengem Antlitz lag ein stilles Leuchten. Aber ihre Stimmung schlug bedenklich um, als wir in die Garderobe kamen und hier für jede Person ein erschreckender Betrag verlangt wurde. Tante Ida erklärte, daß diese Forderung in keinem Verhältnis zum Preise der Eintrittskarten stände. Sie war empört. Wir waren alle wegen des warmen Wetters zwar ohne Mäntel gekommen, aus gewissen Gründen hatte jedes einen Regenschirm bei sich. Um diese Kostbarkeiten für einige Stunden genügend zu sichern, sollte man so viel Geld berappen. Und das, nachdem sich der Himmel soeben recht zuversichtlich aufgeklärt hatte. Tante Ida wurde ernstlich böse. Onkel Eduard wagte zwar die schüchterne Bemerkung, daß die männlichen Mitglieder der Familie — zu diesen pflegte er sich, trotz des höhnischen Lächelns seiner Frau, zu zählen — außerdem auch Hüte hätten. Aber ein Blick der Tante veranlaßte ihn sofort zu sagen, man könne ja den Hut unter den Stuhl legen.

Tante Ida stand stirnrunzelnd in tiefem Nachdenken. Plötzlich hellte sich ihr Gesicht auf: „Unsinn! Es wäre ja sündhaft, das viele Geld für die Schirme zu zahlen. Unsere Wohnung liegt ja kaum fünf Minuten von hier" — es waren gute zehn Minuten — „Peter ist gewiß so gut, mal rasch heimzuspringen und die Schirme abzugeben. Es ist

Digitized by Google

noch nicht ein Viertel acht, um halb fängt die Vorstellung an; bis dahin ist er längst zurück."

Peter, das war ich; die Worte der Tante gaben mir einen Stich ins Herz. Was konnte nicht alles während meiner Abwesenheit geschehen, um meine mühsam erreichte Anordnung zu durchkreuzen!

Onkel Eduard erlaubte sich zum zweiten Male innerhalb fünf Minuten zu widersprechen — ich weiß nicht, woher er an dem Abend die Kühnheit nahm — und wandte ein, es wäre doch angemessener, eins der eigenen Kinder zu schicken. Tante Idas erster Blick war schon unmißverständlich gewesen, jetzt aber wirkte er geradezu vernichtend. Tante Ida hatte ihre Gründe. Sie kannte ihre Kinder gut und wußte, daß die Speisekammer nicht verschlossen war. Sie sagte also nichts mehr, sammelte die Schirme ein und übergab sie mir mit ausdrucksvoller Miene.

Ich sagte mir, daß die einzige Rettung der Lage in der Schnelligkeit beruhte, und so ließ ich mir ohne Widerspruch die Bürde aufpacken und trabte eiligst davon.

Da ich bezweifle, ob schon viele meiner Leser ein Bündel von zehn Schirmen über die Straße getragen haben, so erlaube ich mir die Bemerkung, daß solch eine Last schwerer ist als man denkt. Das war jedoch nicht das einzige Unangenehme bei dieser Schlepperei. Ich weiß nicht, ob Newtons Gravitationsgesetz oder Einsteins Relativitätstheorie schuld daran war — es wäre mir ganz lieb, etwas darüber zu erfahren — sicher ist jedenfalls, daß jeder einzelne dieser Schirme eine unbezwingliche Neigung zeigte, auf irgendwelchen ungeahnten Wegen zum Erdboden zu gelangen. Die Schirme stellten sich quer oder schräg, verhakten sich mit den Griffen ineinander und gerieten in völlige Verwirrung. Daß mir, wenn ich

Digitized by Google

einen Schirm aufheben wollte, dabei fast alle übrigen zu Boden fielen, wird wohl naturgesetzlich bedingt sein. Ich verwünschte diese Naturgesetze, denn sie trugen weder zur Erleichterung noch zur Beschleunigung meiner Aufgabe bei. Und ich wollte doch so rasch wie möglich vorwärts kommen. Unterwegs arbeitete mein Gehirn unablässig an der Frage, wie ich nun eigentlich, wenn ich endlich neben Gerda saß, die kostbare Zeit am besten ausnützen sollte. Es ist leicht gesagt und gereimt: „Da hab' ich ihr gestanden —". Aber mit welchen Worten? Sollte ich ganz schlicht anfangen: „Gerda, ich muß dir etwas sagen?" Das war denn doch gar zu prosaisch. „Endlich ist die Minute gekommen, die über mein Lebensglück entscheiden soll" oder: „Unter den Klängen der Musik erschließt sich mein Herz". Alles viel zu schwulstig! „Gerda, ahnst du noch nichts?" Das konnte unter Umständen komisch wirken. Oder sollte ich damit beginnen, stumm ihre Hand zu drücken? Dazu konnte man zweckmäßig schon ein Piano oder selbst Pianissimo der Musik benützen, um dann den Gefühlsausbruch in das nächste Fortissimo zu verlegen.

Ich war in meine Gedanken, die immer wieder durch einen Zwischenfall seitens der nach Newton oder Einstein verfahrenden Schirme unterbrochen wurden, so vertieft, daß ich nur ganz schleierhaft, gleichsam unterbewußt, ein etwas merkwürdiges Verhalten der mir Begegnenden wahrnahm. Einige blieben stehen und sahen mich befremdet an, andere lachten, manche flüsterten mit einander oder sahen entrüstet aus. Das war schließlich nicht so wunderbar. Es geht nicht alle Tage jemand, krampfhaft zehn durcheinanderrutschende Schirme verzweifelt in die Arme pressend, über die Straße. Um der beschämenden Lage zu entgehen und gleichzeitig, um pünktlich zurück

Digitized by Google

zu sein, beschleunigte ich meine Schritte immer stärker und fing schließlich zu laufen an.

Da hörte ich hinter mir ein undeutliches, rasch lauter werdendes Stimmengewirr. Ich sah mich um. Mehrere Leute kamen eilig hinter mir her. Schon schlossen sich andere ihnen an; im Handumdrehen war es ein ganzer Haufen. Und nun hörte ich Rufe: „Haltet den Dieb! Haltet den Dieb!"

Ich sah mich um, ob irgendwo ein verdächtiges Individuum zu erblicken wäre, konnte aber nichts dergleichen entdecken. Wohl aber bemerkte ich, daß die Blicke der Leute auf mich gerichtet waren. Ein heftiger Schreck durchzuckte mich: Himmel, die vertrackten Schirme! Man hält mich für einen Dieb.

Schon war ich von der Menge umringt; drei oder vier sehnige Hände hielten mich fest.

„Wo wollen Sie mit den Schirmen hin?" fragte mich ein alter Herr mit buschigen Augenbrauen und einer Baßstimme.

„Ich? Ich — nach Hause will ich sie tragen," stammelte ich.

„So? Nach Hause! Sieh mal! Das glaub' ich! Und wohin denn, wenn man fragen darf?"

Ich wurde immer verwirrter.

„Nach Hau—, oder vielmehr, ich meine eigentlich, nach dem Hause meiner Tante."

Ein verständnisinniges Lächeln verklärte die Gesichter der Umstehenden; einige junge Mädchen kicherten.

Aber der alte Herr, der offenbar für ein ordnungsgemäßes Vorgehen war, sagte: „Wo kommen Sie mit den Schirmen her?"

„Wo ich herkomme? Aus dem Theater."

Jetzt platzte die ganze Gesellschaft los. Ein Mann rief:

Digitized by Google

„Det jloob' ick. Warum soll's nich aus'n Theater sind? Det is 'n Jardrobendieb."

In diesem Augenblick öffneten sich die Reihen, und ein Beamter der Schutzpolizei oder, wie man kurz und melodisch sagt, ein „Schupo" stand vor mir. „Was is hier los?" Eine gebieterische Gebärde machte unzweideutig klar, daß der Fall nun in die Hände der Behörde übergegangen und damit seiner unfehlbaren Klarstellung entgegengeführt sei.

Zur Beantwortung seiner Frage sprachen zehn oder zwölf Leute gleichzeitig auf ihn ein, was natürlich genau so viel nutzte, als wenn niemand den Mund aufgemacht hätte. Da ich aber den Mittelpunkt der Gruppe bildete und durch meine absonderliche Belastung ein nicht bloß malerisches, sondern auch kriminalistisches Interesse erweckte, so trat der Schupomann näher an mich heran, besah mich von oben bis unten, betrachtete dann die Schirme eingehend, vermutlich, um daran die Spuren einer Mordtat, Blut, Haare oder dergleichen zu entdecken. Da dies nicht der Fall war, richtete er sich hoch auf, sah mich ernst an, als ob schon die Erfolglosigkeit seiner wohlmeinenden Bestrebungen ein schweres Belastungsmoment für mich sein müsse, und sagte: „Folgen Sie mir zur Wache!"

Ich warf einen verzweiflungsvollen Blick auf eine in der Nähe sichtbare Uhr. Es war halb acht vorbei; die Vorstellung mußte eben angefangen haben.

In jugendlicher Hoffnungsfreudigkeit dachte ich: „Was tut's? Die Operette dauert ja bis zehn Uhr. Die Aufklärung kann nur wenige Minuten dauern. Da bleibt mir noch Zeit genug!"

Wir machten uns auf den Weg. Die Menge war auf mindestens hundert Menschen angewachsen, und die

Digitized by Google

meisten, die uns noch begegneten, schlossen sich uns hocherfreut an. Schließlich bietet sich nicht alle Tage ein Vergnügen, dessen Preis seit der Vorkriegszeit nicht gestiegen ist. Ich empfand nichts von den erhebenden Gefühlen, die sonst von allen, die je im Brennpunkt der Volksgunst gestanden haben, so sehr gerühmt werden. Ich wäre am liebsten in die Erde versunken. Aber ein solch wohltätiges Eingreifen der Naturkräfte ist weder nach Newton noch Einstein denkbar.

Der Gang zur nächsten Wache dauerte zwölf Minuten, und weitere zehn Minuten währte es, bis der Schupo den Versammelten klar gemacht hatte, daß die Lustbarkeit an der Tür der Wache ein Ende finde und das Eindringen in die Räume des Gesetzes nur mir als dem Nächstbeteiligten vorbehalten sei. Wir traten ein, durchquerten zwei leere Räume und gelangten schließlich ins Allerheiligste, wo ein älterer Wachtmeister an einem Tisch saß und mit einem jungen Manne ein Protokoll aufnahm. Er musterte mich scharf, sagte, als er meine Regenschirme gewahrte: „Aha!" und gebot alsdann: „Setzen Sie sich auf diesen Stuhl und legen Sie die Schirme auf den Tisch dort."

Er betonte jedes Wort so scharf, als könnte das größte Unheil daraus entstehen, wenn ich seine Anordnungen verwechselte. Darauf setzte er mit größter Seelenruhe die Befragung des jungen Mannes fort.

Mir wurde bald heiß, bald kalt. Es war mittlerweile ein Viertel nach acht geworden, und die Minuten schwanden pfeilgeschwind. Aber ich durfte doch die kostbare, vielleicht nie wiederkehrende Gelegenheit nicht versäumen! Sollten zwei Lebensschicksale von einem polizeilichen Irrtum abhängen? Zitternd vor Aufregung bemerkte ich schüchtern: „Entschuldigen Sie, Herr Wachtmeister, aber ich — ich habe so — so furchtbar Eile!"

Digitized by Google

Mich traf ein Blick, der unverkennbar Tante Idas vernichtendsten Blicken ähnelte.

„So! Sie — haben — Eile?" sagte der Wachtmeister langsam und drohend. „Das wäre ja noch besser. Dann hätten Sie nicht —"

Er verstummte; anscheinen fiel ihm ein, daß die Beweisaufnahme gegen mich noch nicht geschlossen war.

„Sie sehen doch, daß ich eine dringende Vernehmung vorhabe," schnauzte er mich an. „Sie werden gefälligst warten."

Um es kurz zu machen — ich wünschte, andere Leute hätten das auch getan — die dringende Vernehmung dauerte eine geschlagene Stunde. Ich war halb bewußtlos vor Aufregung, als ich endlich an die Reihe kam.

Ich mußte angeben, wann und wo ich geboren wäre, wann und wo meine Eltern das Licht der Welt erblickten, ob auch von meinen Großeltern die Rede war, weiß ich nicht mehr genau, und mancherlei andere Dinge, die offenbar zur Aufklärung des Tatbestandes wesentlich beitrugen, da sie der Wachtmeister genau aufzeichnete. Danach forderte er mich auf, den Hergang des Falles zu schildern. Nachdem er meinen Bericht angehört hatte, gab er zu, daß die Möglichkeit, ich spräche die Wahrheit, nicht völlig ausgeschlossen sei. Zum Glück könne dies ja leicht nachgeprüft werden. Er werde mich mit dem gleichen Schupo, der mich hergebracht habe, wieder zurückschicken. Wir könnten noch bequem vor Schluß der Vorstellung zum Theater gelangen und dort meine Angaben von der „vorgeblichen" Tante und ihren Angehörigen, falls diese alle wirklich existierten, bestätigen lassen.

Man wird leicht ermessen, wie verlockend diese Aussicht für mich war. Aber was wollte das noch für mich bedeuten? Hatte ich doch meine schönsten Hoffnungen schon

Digitized by Google

begraben müssen, und in der stillen Verzweiflung, die mich erfaßt hatte, ließ ich alles weitere geschehen.

Ich trottete mit dem Schupomann und einer sich rasch neu ansammelnden kleineren Menschenmenge mit dem Schirmpaket dem Theater zu.

Was sich dort inzwischen abgespielt, habe ich begreiflicherweise erst später erfahren. Gerda, Onkel Eduard und die größeren von seinen Kindern hatten sich ehrlich um mich geängstigt. Tante Ida dagegen hatte nicht einen Augenblick daran gezweifelt, daß hinter meinem Ausbleiben irgend welche finsteren Machenschaften von mir steckten, die im wesentlichen bezweckten, ihr, Tante Ida, den Theaterabend zu verderben. Sie hatte es jedoch offen gelassen, ob nicht noch andere, schlimmere Triebe plötzlich bei mir zum Ausbruch gekommen wären, und dies durch zahlreiche Beispiele aus der engeren und weiteren Verwandtschaft erläutert, die meinem Vernehmungswachtmeister unschätzbares Material geliefert hätten. Der Widerspruch ihrer milder gesonnenen Angehörigen hatte sie nur noch mehr aufgebracht, und so verließ sie am Schluß in höchst gereizter Stimmung das Theater, um — mich inmitten eines Menschenauflaufs und in der sicheren Obhut der Polizeimacht zu erblicken.

Die seligen Furien müssen, soweit ich darüber unterrichtet bin, sanfte Engel gegen meine Tante, wie sich in diesem Augenblick zeigte, gewesen sein. Mit wutverzerrtem Gesicht stürzte sie auf mich los, und ohne sich im mindesten nach den näheren Umständen und Ursachen meines Aufzugs zu erkundigen, überhäufte sie mich mit Vorwürfen über meine Rücksichtslosigkeit. Denn es galt ihr als ausgemacht, daß ich diese peinliche Veranstaltung nur getroffen hätte, um ihr Ärger und Schande zu bereiten. Sie sagte auch, sie hätte schon immer „solche" An-

Digitized by Google

lagen an mir bemerkt, und das käme „davon". — Nun bin ich doch schließlich auch nur ein Mensch, und so riß der äußerst gespannte Geduldsfaden. Ich wurde grob und machte Tante Ida klar, das käme nicht „davon", sondern von der Knauserei und Herrschsucht gewisser Tanten, die ihren Neffen die sonderbarsten Zumutungen stellten und sie damit den Händen der Polizei und der Sensationslust des Publikums auslieferten, noch dazu zu einer Zeit, wo sie „im Begriff wären —" Weiter sprach ich nicht, denn der Schupomann unterbrach mich; er sah nun allerdings ziemlich klar, suchte sich aber doch noch durch einige Fragen über den Sachverhalt zu vergewissern. Er preßte mir die Hand, als wolle er mich seines Mitgefühls versichern und ausdrücken, daß es noch schlimmere Menschen gebe als einen Polizeiwachtmeister.

Die Wut der Tante war nun zwar rasch verraucht, aber sie konnte es nicht über sich gewinnen, mir ein gutes Wort zu gönnen, und weder ihr Mann noch ihre Kinder wagten in ihrer Gegenwart Sympathie für mich zu erzeugen, als ich die Schirme an ihre Besitzer verteilte. Als letzte — die anderen hatten sich schon auf den Weg gemacht — trat Gerda an mich heran. Sie hatte die Augen voll Tränen und sagte: „Es tut mir so furchtbar leid. Ich möchte dir — ich muß dich allein sprechen." Und nach einem kurzen Zögern: „Ich werde dir schreiben." Bei diesen Worten war es mir, als ob plötzlich die helle Sonne am dunklen Nachthimmel zu strahlen beginne. Sollte noch alles gut werden? Sollte ich gerade diesem von mir so verwünschten Mißgeschick mein Glück verdanken?

Und sie schrieb und sie kam! Und so verdankte ich mein Glück schließlich doch diesem verhängnisvollen Theaterabend — aber das ist ja wieder eine andere Geschichte.

Digitized by Google

Unserer Jugend Licht, Luft und Sonne!

Von Dr. Ernst Noris

Wir wissen es alle, daß unsere Kinder vieles entbehren müssen, denn die Zeit lastet hart auf großen und kleinen. Wir alle haben schwer zu tragen, aber verzagen dürfen wir darum nicht. Wirrsal und Trübnis lösen sich doch wieder in Ordnung und Klarheit auf, wenn wir uns nicht verloren geben. Jean Paul hat recht: „Leiden sollen läutern, sonst hat man gar nichts von ihnen. Zurückgeschlagen werden sie nicht durch schale Freuden, die führen das Leid nur ergrimmter zurück, sondern durch tapfere Arbeit und Anstrengung.“ Dächten wir weniger an uns, als an das Geschlecht, das nach uns kommt, dem ein Platz an der Sonne wieder werden muß, dann könnten wir nicht nur das zeitliche Unheil leichter überwinden, wir dürften dann auch gewiß sein, daß unser eigener Abend nicht noch trüber sein wird, als es uns in bangen Stunden vorschwebt. Fürchten sollten wir nur die Trägheit des Herzens, die unsere Vorfahren als Todsünde erkannten. Träge Herzen erlahmen nur zu bald und nichts ist mehr geartet, den Abstieg vorzubereiten, als falsche, müde Ergebung in ein Geschick, das man für unüberwindlich hält. Unmutigen wird die Welt zum Trauerhaus. In müden Seelen gedeiht Verdruß; aus dumpfer Gedrücktheit steigen Schatten auf und verdunkeln den Pfad; das Ziel geht verloren, es zeigt sich kein Weg mehr ins Licht.

Die Menschen unserer Tage wollen den schlichten Wahrheiten nicht mehr glauben, die oft in ein paar Wor-

Digitized by Google

ten tieferen Gehalt bergen, als das breite und leere Gerede scheinbarer Geistigkeit. In kurzen Sätzen ist die Erfahrung von Geschlechtern viel überzeugender zusammengefaßt, als in noch so blendend scheinenden Tiraden. Wie ewig wahr ist es doch: „In gesundem Körper wohnt gesunder Geist." Bei Shakespeare finden sich die Verse:

„Die Kränklichkeit versäumt ja stets die Pflicht,
Die die Gesundheit übt. Wir sind nicht wir,
Wenn die Natur, gebeugt, dem Geist gebietet,
Zu dulden mit dem Körper."

Schwer entringt sich der Geist dem leidenden Leibe. Körperliches Elend raubt allen Mut, verdunkelt den Ausblick in die Zukunft und umnebelt jeden Schimmer der Hoffnung. Gewiß ist der Geist nicht unbedingt dem Körper untertan und ganz und gar von seinen Zuständen, vom leiblichen Wohl oder Wehe abhängig. Und doch gibt es zahllose Beweise dafür, daß ein kränkliches, schwaches Geschöpf im schwankenden Widerstand hemmungslos seinen dunklen Trieben unterliegt. Hätte man diese Erkenntnis nicht gewonnen, wie wäre es möglich, daß dem Verbrecher mildernde Umstände die Verantwortlichkeit seiner Vergehen verringerten. Tief schürfen müßte man, um in jedem Einzelfall sicher und untrüglich entscheiden zu können, wo die sittliche Zurechnung ihre Grenzen hat und das verhängnisvolle Wirken unhemmbarer Triebe beginnt. Mag man manchmal in der Einschätzung der physischen Zustände, die zur Erklärung von Verbrechen dienen, zu weit gehen, so lehrt doch die Vergangenheit, die auf diese Zusammenhänge nicht achtete, mit wie viel sittenrichterlicher Beschränktheit, Härte, Grausamkeit und unerbittlicher Strenge verfahren worden ist. Heute wissen wir, daß es eine reizbare Schwäche gibt, einen krank-

Digitized by Google

haften Zustand, in dem Vorstellungen oder Gefühle rasch zu Handlungen drängen. Neben der reizbaren Schwäche — mit Einschränkung verstanden — besteht häufig eine hochgradige Impulsivität des Willens. Der gewissermaßen gleichgewichtslose Mensch überrascht seine Umgebung oft recht schmerzlich durch sein „unmotiviertes, unbegreifliches" Tun. Durch Unterernährung verursacht, finden sich nicht selten Erschöpfungszustände, die gleichfalls zu bedenklichen Lebensäußerungen führen. Durch Zahlen von erschreckender Höhe könnten Beweise geliefert werden, wie weit durch die darbende Lebensweise der letzten Jahre die reizbare Schwäche der Menschen, die oft schon als Anlage vererbt wird, besonders bei unseren Jugendlichen, gesteigert worden ist. Die Schulärzte haben bei den Quäkerspeisungen bemerkenswerte Erfahrungen gesammelt und die hilfsweise Ernährung danach einzurichten gesucht. Es ist bekannt, daß von Geburt Schwächliche meist schlechte Esser und, wie man sich ausdrückt, mangelhafte „Futterverwerter" sind. Solche Kinder können größere Mengen nicht auf einmal zu sich nehmen. Reifere, muskulöse Kinder, die daheim hungern, werden in der Schule häufig matt und können dem Unterricht mit dem besten Willen nicht mehr folgen. Da zeigt sich augenscheinlich, wie körperliche Zustände die Leistungsfähigkeit beeinflussen und herabmindern. Ein blutreiches Gehirn muß für seine Gedanken-, Gefühls- und Willensarbeit richtig ernährt sein, oder es versagt. Das Hungerjahr 1917 und die nächsten knappen Jahre haben ihre Wirkungen hinterlassen, und es ist seitdem nicht besser geworden. Unsere Jugend, die vor wenigen Jahren erst bei Milchnot und Entbehrung von Fettstoffen und Eiweiß unter Hemmungen herangewachsen ist, sieht sich nun, mit steigender Teuerung, zum zweitenmal einer vermutlich

Digitized by Google

noch schwereren Entbehrungszeit ausgesetzt. Für die später Geborenen wird das Los noch härter sein, denn die privaten gemeinnützigen Kranken- und Pflegeanstalten ringen immer schwerer um ihr Bestehen. Es ist leider vorauszuberechnen, daß eine große Zahl von Stätten, die zur Pflege und Gesundung von Kranken bestimmt waren, schließen müssen, weil trotz aller Opfer, die gebracht werden, das Geld zur weiteren Erhaltung fehlen wird. Anfangs Dezember 1922 war ein Teil der Anstalten nicht mehr zu halten; sie mußten geschlossen werden. Von den Säuglingsheimen hörten fünfzehn Prozent auf zu bestehen, von den Krippen schlossen sechsundvierzig Prozent ihre Heime. Seitdem ist die Teuerung weiter ins schier Maßlose gestiegen und weitere Anstalten hörten auf zu bestehen. Nur ein Beispiel für die unüberwindlichen Schwierigkeiten. Brauchte eine größere Anstalt im Frieden für zwanzigtausend Mark Kohlen, so mußte man 1922/23 mit fast ebensoviel Millionen Mark rechnen. Dabei soll von Lebensmitteln, Medizinen und allem übrigen Nötigen abgesehen werden. Diese Zustände sind im höchsten Grade traurig und die Folgen unabsehbar. Die Gesundheit und damit die so überaus wichtige Leistungsfähigkeit unserer Bevölkerung hat in ihren wertvollsten Schichten schweren Schaden erlitten und muß noch weiter hart getroffen werden. Man denkt gewöhnlich nicht daran, daß sich die Wirkungen solcher Schädigungen auf lange Zeit, ja auf Jahrzehnte erstrecken. Ganz abgesehen von ererbten Anlagen, die bei schwächlichen Kindern die Grundlage für alle möglichen krankhaften Zustände des Organismus sind, kommen durch mangelhafte Ernährung und zu geringe Widerstandskraft mehr oder weniger schwere Schädigungen zustande, die dann doppelt verhängnisvoll werden können. Man muß sich darüber klar

Digitized by Google

sein, daß die gesundheitlichen Beeinträchtigungen der Jahre zurückliegenden sowie der augenblicklichen Ernährungsnöte überhaupt kaum mehr völlig überwunden werden können. Aber die Möglichkeit besteht, diese Folgen einigermaßen zu verringern. Was irgendwie geschehen kann, sollte deshalb nicht versäumt oder unterlassen werden, denn es handelt sich um die Zukunft unseres Volkes. Bekanntlich entwickeln sich erst in späteren Lebensaltern die chronischen Folgen der Lungentuberkulose, die meist zu einem ungünstigen Verlauf dieses Leidens führen. Deshalb sind günstig scheinende Zahlen über den augenblicklichen Stand dieser Krankheit unter den Jugendlichen nicht beruhigend. Es ist betrübend genug, daß heute ein viel höherer Prozentsatz von Jugendlichen tuberkuloseverdächtig ist, als vor dem Jahre 1914; jetzt sind es drei bis sechs Prozent. Die Rhachitis, Knochen- und Gelenktuberkulose stehen mit erschreckend hohen Ziffern in der Statistik. Rhachitis und Tuberkulose sind als Wohnungs- und Schmutzkrankheiten bekannt. Sollten wenigstens als solche angesehen werden. Und wie traurig steht es heute mit unseren Wohngelegenheiten, und im engsten Zusammenhang damit ist der Mangel hygienischer Einrichtungen und der Reinlichkeitspflege zu beklagen. Welche Gefahren der Ansteckung sind unter dem eingeengten Zusammenleben in einem oder zwei Räumen gegeben! Unter so traurigen Verhältnissen ist es nur zu leicht möglich, daß vieles vor 1914 Errungene wieder verloren geht. Was uns noch bleibt, ist der Aufenthalt im Freien, in Luft, Licht und Sonne. Heraus aus den engen Räumen, fort aus den lichtlosen, staubigen Gassen und düsteren, sonnenarmen Hofwinkeln, und zwar so oft als nur möglich! Die Gedrücktheit der Stimmung darf unsere unter so schweren Bedrohungen ihrer Gesundheit heranwachsen-

Digitized by Google

den Jugend nicht um die wohltätige und heilsame Wirkung der gar nicht hoch genug zu schätzenden günstigen Einflüsse in der freien Natur bringen.

Da ist es erfreulich, daß wir den Segen von Einrichtungen genießen können, die teilweise längst vor dem Kriege geschaffen wurden, noch bestehen und wohl auch weiterhin erhalten werden können. Das sind unsere öffentlichen Spielplätze und Schrebergärten, die vor den Häusermassen der Großstädte den Aufenthalt im Freien ermöglichen. Wie wenige Menschen denken, wenn sie die Bezeichnung „Schrebergärten" hören, daß damit die Erinnerung an einen Wohltäter der Menschen wach gehalten werden sollte, an einen seltenen Mann, der sich vor langer Zeit mit wichtigen Volksfürsorgeplänen beschäftigte und manche Behauptung aufstellte, die in ihrer Bedeutung erst später erkannt worden ist. Die segensvollen Einflüsse von Luft, Licht und Sonne hat er richtig eingeschätzt, die Wichtigkeit des Aufenthaltes der Kinder im Freien betont, und erreicht, daß Spielplätze mit kleinen Gärten angelegt wurden.

Daniel Gottlieb Moritz Schreber, der 1808 geborene Sohn eines Leipziger Advokaten, studierte Medizin und wirkte seit 1836 als Arzt in seiner Vaterstadt. Als Schreber die Leipziger Universität besuchte, war er „schwächlich und von dürftiger Gestalt. Aber seine ausdauernd betriebenen körperlichen Übungen machten aus ihm einen kräftigen Mann, einen ausgezeichneten Turner, einen tüchtigen Schwimmer und Reiter, kurz, einen Meister in jeder ritterlichen gymnastischen Übung". Was er an sich selber als wohltätig und wertvoll erfahren hatte, ward zum Ausgangspunkt seiner vielfältigen Wirksamkeit. Im Jahre 1843 überreichte er der Regierung eine Schrift: „Das Turnen vom ärztlichen Standpunkt, zugleich als

Digitized by Google

eine Staatsangelegenheit dargestellt." Zwei Jahre später gründete er in Leipzig einen Turnverein. In seinem Hauptwerk vertrat er Anschauungen, die damals nicht allgemein begriffen wurden; er behandelte „die harmonische Durchbildung des Menschen nach Geist und Charakter und körperlicher Vollkraft". Allem voran betonte er die Wichtigkeit der Körperpflege, denn „sie bedingt die Gesundheit der Seele: den Frohsinn. Frohsinn aber öffnet die Seele allen guten Eindrücken und Äußerungen, selbst den größten Kraftäußerungen edler Willenskraft. Er ist die Lebenssonne, unter der allein alle edlen Keime der kindlich-geistigen Grundkräfte emporkommen und gedeihen, unter der sie leichter der erzieherischen Entwicklung zugängig sind, während umgekehrt körperlicher Druck die Entwicklung der Keime der geistigen Schatten — und Giftgebilde fördert. Dem kindlichen Alter fehlt noch die Kraft, sich trotz körperlicher Not über diese hinaus zur Höhe des Frohsinns zu erheben, wie es dem gestählten Charakter eines gereiften Menschen zuweilen gelingt. Alle Fehler der körperlichen Erziehung erschweren, ja untergraben daher zugleich die geistige Erziehung". Immer wieder wendete er sich gegen die „Halbierung der Menschennatur", und wies ausdrücklich darauf hin, daß die ärztlichen Pädagogen hauptsächlich nur die körperliche Seite als ihr Objekt betrachten, die Psychologie, das Seelenleben des Kindes, aber außer acht ließen. Die Pädagogen im eigentlichen Sinne dagegen, die moralische Seite bearbeitend, den diesen zugrunde liegenden körperlichen Verhältnissen und Gesetzen viel zu fremd blieben. „Jene wollen Stamm und Wurzel kultivieren, ohne sich um Blüte und Frucht zu kümmern, diese wollen Blüten und Früchte erzielen, ohne die Lebensgesetze gründlich zu kennen. Die Erziehungskunst kann daher nur eine wahr-

Digitized by Google

haft gedeihliche und die Menschheit von Geschlecht zu Geschlecht veredelnde werden, um dann im Gleichgewichtsverhältnis mit den verschiedenartig sich gestaltenden und sich erhöhenden Lebensanforderungen bleiben, wenn eine harmonische wissenschaftliche Grundlage gegeben ist."

Unermüdlich war Schrebers Bestreben, ein gesundes Geschlecht heranzuziehen, und es gab ja im damaligen Leben der Menschen in den Städten genug betrübliche Erscheinungen, die auch später noch bestanden und leider noch nicht überwunden sind. Im Jahre 1883 hatten in Berlin von hundert neu in die Schule tretenden Kindern nur siebzehn Schilf gesehen, achtzehn den Gesang einer Lerche, einunddreißig den Ruf des Kuckucks gehört, vierundzwanzig Erntearbeiten, sechsundzwanzig das Pflügen beobachtet, ebensoviele eine Eiche, einunddreißig den Aufgang der Sonne, vierunddreißig ein Dorf, sechsunddreißig einen Wald, neununddreißig eine Schafherde, einundvierzig ein Ährenfeld, dreiundfünfzig einen Kartoffelacker, sechsundvierzig eine Wiese, ebensoviele den Sonnenuntergang, neunundfünfzig Wolken, dreiundsechzig das Abendrot, achtundsiebzig einen Regenbogen und sechzig einen Schmetterling gesehen.

Ja, es gab sechsjährige Kinder genug, die aus einem engen, lichtlosen Hof nie hinausgekommen waren und kaum das kleine Fleckchen des Himmels darüber gesehen hatten. Sie wußten nicht einmal, was die Sonne ist! Diese traurigen Tatsachen lassen auch das „Leben" der Erwachsenen, die solche Kinder um sich haben, in bedenklichem Lichte erscheinen.

Schreber wies auf die Mängel im Familienleben hin, und deckte die Scheingründe auf, hinter denen sich die Schwäche, Bequemlichkeit, Vergnügungsucht, blasierte

Digitized by Google

Modelaune und wohl noch manches andere Unedle der Eltern verbirgt, die Kinder um den Segen der elterlichen Erziehung zu bringen. Ein Jahr vor seinem Tod veröffentlichte er einen Aufsatz: „Die Jugendspiele in ihrer gesundheitlichen und pädagogischen Bedeutung." Wie Stötzner 1883 schrieb, fanden sich darin goldene Worte, die der wackere Mann zu den Herzen des deutschen Volkes sprach, aber sie verhallten zunächst erfolglos. Aber es gab Männer aus dem näheren Bekanntenkreise und Freunde Schrebers, die seine Ideen aufgenommen hatten und sie zu verwirklichen suchten. Lehrer waren es, die in Leipzig den ersten „Schreberplatz" schufen. Allen voran der Schuldirektor Dr. Ernst Innozenz Hauschild, der im gleichen Jahre wie Schreber in Dresden geboren war. Hauschild erließ am 30. April 1864 an die Bewohner der Leipziger Westvorstadt einen Aufruf, in dem er zur Bildung eines „Eltern- und Lehrervereins" aufforderte und als Hauptaufgabe die Anlage von Spielplätzen für die Jugend forderte. Er sah das Wachsen der Großstädte mit allen trüben Folgen klar voraus. Die Idee fand Anklang, der Verein kam zustande und am 29. Mai 1865 wurde der erste Spielplatz für die Jugend eingeweiht. Der Verein sollte Hauschilds Namen tragen, aber er trat dafür ein, ihn zur Erinnerung an die Bestrebungen des verstorbenen Freundes „Schreberverein" zu taufen und den Spielplatz „Schreberplatz" zu nennen. Auch Hauschild überlebte diese bedeutungsvolle Gründung nicht lange; er starb 1866. Die Saat der beiden edlen Männer ging langsam auf. In der Südvorstadt trat 1874 ein zweiter Schreberverein ins Leben, dem eine gleiche Anlage 1881 in der Nordvorstadt folgte. Täglich durften sich nun Hunderte von Kindern in frischer Luft, in Licht und Sonne tummeln. Im Winter legte man Eisflächen an, die gleichfalls

Digitized by Google

eifrig besucht wurden. Nun folgten viele andere Städte, die gleichfalls Schrebergärten anlegten. In Preußen trat der vielverdiente Minister von Goßler für die Anlage von Spielplätzen für die Kinder ein. Er schrieb: „Der Gewinn davon kommt nicht der Jugend allein zu gut, sondern unserem ganzen Volk und Vaterland."

Und das ist wahr. Wie August Forel sagt, sollte man vor allem darauf bedacht sein, nützliche, gute und tätige Männer und Frauen zu bilden, die imstande sind, den Kampf um die Existenz dadurch leicht durchzuführen, daß sie wenig von den anderen fordern, selber aber viel für die Gemeinschaft hervorbringen. Kein Mensch kann heute leben, ohne von seinen Mitmenschen materielle oder geistige Gaben zu empfangen. Ein guter Bürger ist der, von dem sein Vaterland mehr erhält, als er von ihm nimmt.

Sind da noch viele Worte nötig, um zu beweisen, wie wichtig gerade in dieser schweren Zeit für die heranwachsende Jugend Gesundheit ist? Jeder später irgendwie dahinsiechende Mensch lebt sich und anderen zur Last. Wir müssen voraussehen, daß die Nachwirkungen schwerer Gesundheitschädigungen möglichst gering sind. Darum ist für unsere Jugend Luft, Licht und Sonne nötig. Wo Anlagen bestehen, die den Aufenthalt im Freien ermöglichen, müssen sie unter allen Umständen gehalten werden! Sie dienen ja der Allgemeinheit. Geld, das jetzt dafür verbraucht wird, kann später tausendfach gespart werden, wenn es nicht für Sieche und Kranke ausgegeben werden muß.

Die Leipziger Schrebergärten wuchsen sich bald zu Familiengärten aus. Vor dem Kriege gab es Milchkolonien für arme, schwächliche Kinder. Elf Leipziger Vereine konnten im Jahre 1906 fast viermalhunderttausend spielende Kinder aufnehmen. Das war eine glück-

Digitized by Google

liche Zeit für die damals heranwachsende Jugend, die in einem Jahre über dreihundert Wanderungen ausführte. Fast zweieinhalbtausend schwächliche Kinder konnten in einem Jahre in Milchkolonien verpflegt werden.

Die Welt ist durch den frevelhaft heraufbeschworenen Krieg in namenloses Unglück geraten und die Nachwirkungen sind nicht weniger grauenvoll als die Jahre vor dem Schandfrieden von Versailles, der eine Schmach für alle daran beteiligten Nationen bleiben wird. Wir aber wollen aller Not und grausam rachgierigen Bedrückung zum Trotz weiterleben. Das Schicksal unserer Kinder soll durch körperliches Siechtum und schleichend an ihrem Lebenswerk zehrende Krankheiten nicht noch trüber sein, wenn sie einmal erwachsen sind. Darum mahnen wir feierlich: Laßt unsere Jugend in Luft, Licht und Sonne leben, denn unsere Kinder sind das höchste Gut der Nation, sie sind unsere Hoffnung auf eine bessere Zukunft, die sie nur dann schaffen können, wenn aus gesunden Leibern ein gesunder Geist ins Leben wirken und die Schicksalsmächte überwinden soll.

Kombinationsaufgabe

Aus je zwei Wörtern ist durch Umstellen der Buchstaben ein neues Wort zu bilden. So wird aus 1. Bergen + Egon eine Gewittererscheinung, 2. Esche + Eid ein Reptil, 3. Grube + Stirn eine ostpreußische Stadt, 4. Sais + Nerz eine Gartenblume, 5. Inn + Hero ein sagenhaftes Tier, 6. Brake + Rain eine Schießwaffe, 7. Greiz + Geber ein europäisches Gebirge, 8. Kirche + Farn ein europäischer Staat, 9. Bein + Rum eine italienische Provinz, 10. Tisch + Iran ein männlicher Vorname, 11. Halbe + Leder eine Stoßwaffe, 12. Part + As ein persischer Titel. Die Anfangsbuchstaben der neuen Wörter bezeichnen eine Dichtung Goethes.

Auflösung folgt am Schluß des nächsten Bandes.

Digitized by Google

Mannigfaltiges

Eine gefürchtete Naturerscheinung

Die am häufigsten von Hagelschlag betroffenen Länder Europas sind England, Frankreich und Italien. Bei uns fällt im nordwestlichen Deutschland der meiste Hagel. Die durch solche Niederschläge entstandenen Schäden sind für Stadt und Land oft bedeutend; so ist es begreiflich, daß man sich durch Versicherungen dagegen zu schützen sucht. Die ersten Hagelversicherungsgesellschaften sind um die Mitte des achtzehnten Jahrhunderts gegründet worden und hatten bis in die neuere Zeit unter schweren Verlusten zu leiden. Einmal im Jahr kann der nicht versicherte Landmann die Verwüstung aushalten, bei Wiederholungen ist der völlige Ruin oft unvermeidlich. Bei den heutigen Glaspreisen würde auch in der Stadt ein schwerer Hagelschlag katastrophal wirken. Man soll sich deshalb merken, daß es überall, wo keine Läden an den Fenstern angebracht sind, das beste ist, sofort die Fenster zu öffnen und etwa vorhandene Vorhänge zu schließen. Die Wasserschäden können nie so fühlbar werden, als die Verluste durch zertrümmerte Scheiben. Meist währt ja ein Hagelschlag nicht länger als eine Viertelstunde. Aus meiner Jugendzeit erinnere ich mich eines Hagelwetters, dem ein scheu gewordenes Droschkenpferd zum Opfer fiel; es war erschlagen worden. Einige Wochen dauerte es, bis es in den Häusern wieder überall Fenster gab.

Über die Größe der Hagelkörner gibt es verschiedene Angaben; man rechnet mit Durchschnittsmaß von vier bis fünf Zentimeter Durchmesser, doch kommen öfter tauben- und sogar hühnereigroße Hagelkörner vor. In früheren Jahrhunderten wurden solche Naturerscheinungen in Kupferstichflugblättern im Bilde verbreitet, wie das 1778 in Erlangen geschehen ist, wo in der Umgegend ein gewaltiger Hagelschlag schwere Schäden verursachte. Hühnereigroße Hagelkörner wiegen etwa sechzig Gramm; man kann sich einen Begriff von der Größe der im Jahre 1697 in Eng-

Digitized by Google

land gefallenen Körner machen, die hundert Gramm mehr wogen; im gleichen Jahre erreichten dort Hagelkörner einen Durchschnitt von elf Zentimeter. In Bonn wogen 1822 gefallene Hagelkörner vierhundertdreiunddreißig Gramm. Der Schlag eines Hagelkornes von geringerer Masse kann den Tod von Menschen und Tieren zur Folge haben. Sicher bezeugt ist das Gewicht eines Hagelstück s, das bei einem Gewitter am 26. August 1895 in der Gegend von Moreuil und Montdidier fiel, es wog ein Kilo und zweihundert Gramm. Professor Cleveland Abbe berichtete von einem bemerkenswerten Hagelfall, der als Begleiterscheinung eines Wirbelsturmes am 3. Juni 1894 östlich von Harney in Amerika auftrat. Es fielen keine Hagelkörner, sondern Eistafeln, die drei Zentimeter dick, acht Zentimeter breit und quadratisch waren. Beim Niederfallen wurden die meisten Stücke zertrümmert; man fand sie in Teilen von Handgröße. Nach Archenhold, dem diese Nachricht entnommen ist, ergibt sich aus den Untersuchungen von Trabert, daß die häufigsten Hagelkörner kugelig sind und solche, die nach einer Richtung spitz zulaufen, so daß sie eine konische, pyramidale, birnförmige oder ähnliche Form erhalten. Es kommen halbkugelig und linsenförmig gebildete Körner vor, aber auch solche, die als Polyeder, Oktaeder und prismatisch gestaltet sind. Im Innern des Hagelkorns befindet sich fast immer ein schneeiger Kern, der in konzentrischen Schichten — abwechselnd transparent und opak — umlagert wird. Die Zahl dieser Schichten wechselt; als äußerste Menge hat man sechzehn solcher Schichten festgestellt.

Über die Entstehung des Hagels gibt es verschiedene Theorien, die noch keinen endgültigen Abschluß gefunden haben. Schutz vor solchen Niederschlägen ist noch keiner gefunden. Versicherung ist deshalb in unseren Zeiten mehr als je angebracht. R. Ast.

Eine absonderliche Weise, Kaffee zu genießen

In den achtziger Jahren des vorigen Jahrhunderts besuchte ein Forschungsreisender die afrikanischen Somalineger. Er fand diese Stämme, die das Heimatland des Kaffeebaumes bewohnen, in

Digitized by Google

hohem Grade auf den Genuß seiner Frucht erpicht, die für sie ganz unentbehrlich ist. Aber die Somali bereiten weder Kaffee nach unserer Weise durch einen Aufguß von kochendem Wasser auf die gerösteten Bohnen, noch bereiten sie daraus nach arabischer Art aus dem getrockneten Fruchtfleisch den teeartigen Kisr. Höchst erstaunt folgte Révoil der eigenartigen Zubereitung. In einem Topf von Waschkesselgröße wird zunächst Sesamöl oder Butter bis zum Sieden erhitzt; jede Familie besitzt einen dieser hübschverzierten, mit einem Deckel zu verschließenden Töpfe, der ausschließlich zu diesem Zweck verwendet wird. Der Deckel schließt dicht, damit ja nichts von dem köstlichen Aroma verloren geht. In das kochende Fett werden die Kaffeekirschen geworfen, die zuvor mit den Zähnen zerbissen werden, damit der Fettstoff besser eindringen kann. Ist das geschehen, dann wird der Deckel aufgesetzt. Nun läßt man die Früchte eine Zeitlang im Fett schmoren. Eine Frau sitzt dabei auf der Erde und bringt mit einem Fächer das Feuer zum Flackern.

Inzwischen haben die Gäste erwartungsvoll auf dem Boden Platz genommen und harren darauf, bis die Prozedur fertig ist. Einer nach dem anderen entblößt den Oberkörper und wickelt sich die spärliche Bekleidung als schmalen Streif um die Lenden.

Die Frau nimmt den Deckel ab und schüttet den fertigen Kaffee in eine große Holzschüssel, von der ein kräftiger Duft aufsteigt. Nun geht die Schüssel reiheum. Jeder Anwesende nimmt einen Löffel voll des parfümierten Öles und gießt es in die rechte Hand; mit der linken beginnt er dann zunächst seine Ohren und die Nase zu salben, dann reibt er mit dem Rest seinen Körper sorgfältig ein. Dabei hilft einer dem anderen die Stellen auf dem Rücken einzureiben, die man selbst nicht so bequem erreichen kann.

Mittlerweile ist die Schüssel wieder zu der Frau zurückgelangt, die während dieser Prozedur das Kohlenfeuer durch Anfächeln der Glut mit einem Palmblatt unterhalten hat; sie übergießt nun die geschmorten Kaffeekirschen mit geschmolzener Butter und Bienenhonig, oder mit dem Safte des Zuckerrohres. Damit ist das Gericht fertig. Jeder Gast füllt sich die rechte Hand mit diesem Leckerbissen, mit der linken holt er aus einer anderen Schüssel

Digitized by Google

gekochten Mais, die gewöhnliche Nahrung der Somali, und tunkt damit das Fett aus. Um dieser Leckerei willen verzichten die Eingeborenen auf alle anderen Genüsse; auch die Frauen sind gierig danach, doch kommt meist wenig genug davon auf ihre Haut und in ihre Hände. Ein Somalikaffeekränzchen der dunkeln Damen ist demnach nicht herkömmlich. Wie würden unsere Kaffeehäuser aussehen, wenn diese Art, sich den Kaffee „einzuverleiben", Mode wäre! Am besten könnte man sich bei uns diesen Genuß im Bade verschaffen. K. Limp.

Ein neues Hausmittel: das elektrische Hauslichtbad

Zu den guten alten Hausmitteln, die sich im Familienheim wieder wachsender Anerkennung erfreuen, gehört seit altersher die Schwitzkur. Mancher schweren Erkrankung wird dadurch von vornherein vorgebeugt, manche Erkältung im Keim erstickt. Auch für das körperliche Wohlbefinden ist es nur förderlich, wenn jene Stoffe, die sich in den Hautdrüsen ablagern, von Zeit zu Zeit durch einen kräftigen Schweißausbruch entfernt werden. Gegen die schweißtreibenden Mittel, die zu diesem Zwecke häufig angewendet werden, wenden die Ärzte jedoch ein, daß sie neben der beabsichtigten Wirkung in unzulässiger Weise das Herz angreifen können. Aus diesem Grunde bevorzugt man für Schwitzkuren das elektrische Lichtbad, das äußerst milde wirkt, und bei dessen Gebrauch der erwähnte Nachteil nicht zu befürchten ist. Dieses Hilfsmittel würde gewiß noch weit mehr benützt werden, wenn es in einer

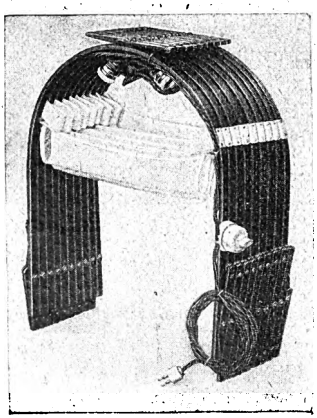


Abb. 1. Das Hauslichtbad zusammengelegt.

Digitized by Google

Form zu haben wäre, die leicht und bequem zu handhaben ist. Bisher gab es nur in öffentlichen Badeanstalten Einrichtungen für elektrische Lichtbäder, die aber nicht von jedem zu benutzen waren. Wertvoll für den Erfolg einer Schwitzkur ist eine ausgiebige Bettruhe, die sich dem Schwitzbade gewöhnlich anschließt. Statt dieser mußte man sich bei der Benutzung öffentlicher Badeanstalten auf

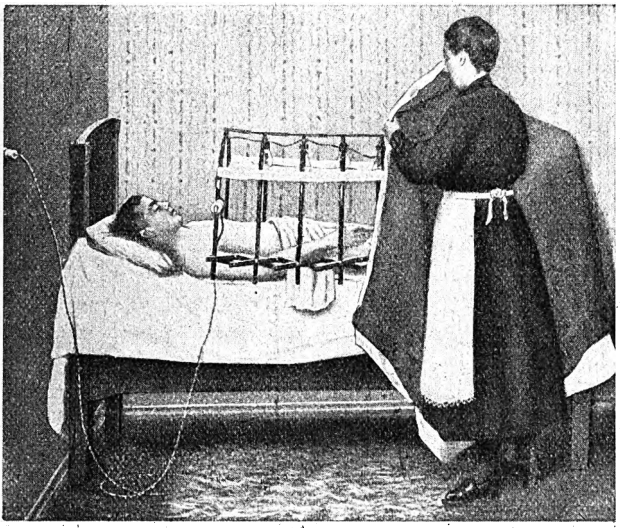


Abb. 2. Das Hauslichtbad verwendungsbereit.

dem Heimwege meist einem schroffen Temperaturwechsel aussetzen, so daß der erwartete Erfolg zumindest in Frage gestellt wurde.

Jetzt ist es der Technik gelungen, eine bequeme elektrische Lichtbadeeinrichtung für das eigene Heim herzustellen. Das elektrische Hauslichtbad (Abb. 1) ist stets verwendungsbereit und leicht transportierbar. Es darf mit Recht als ein wertvolles Hausgerät bezeichnet werden. Zehn rundgebogene Stäbe aus zähem Holze sind durch „Nürnberger Scheren" so miteinander verbunden, daß

Digitized by Google

das Gestell bis auf zwanzig Zentimeter Breite zusammengelegt werden kann und sich fast bis zur ganzen Körperlänge ausziehen läßt (Abb. 2 u. 3). Zusammengelegt läßt sich das Gerät ohne großen Raumbedarf leicht und unauffällig aufbewahren.

Will man nur einzelne Körperteile der strahlenden Wärme aussetzen, so kann man das Hauslichtbad auf jede gewünschte Länge ausziehen. Das Gestell trägt an den inneren acht Rundbogen die Fassungen für acht Glühlampen, die durch eine darunter gespannte Gaze gegen unmittelbare Berührung geschützt sind. Je nach Bedarf kann man bei der Benutzung einzelne Glühlampen ausdrehen und so die Wirkung des Bades regeln. Die ganze Einrichtung wiegt nur drei Kilo. Ein drei Meter langes Anschlußkabel, das mit einem Stecker an jede Steckdose einer Lichtleitung, mag sie nun Gleich- oder Wechselstrom führen, angeschlossen werden kann, gewährt bei der Aufstellung des Lichtbades große Freiheit. Für den Anschluß an Lampenfassungen benötigt man noch ein ein Meter dreißig Zentimeter langes Anschlußkabel mit Steckdose und Edisonstöpsel.

S. H.

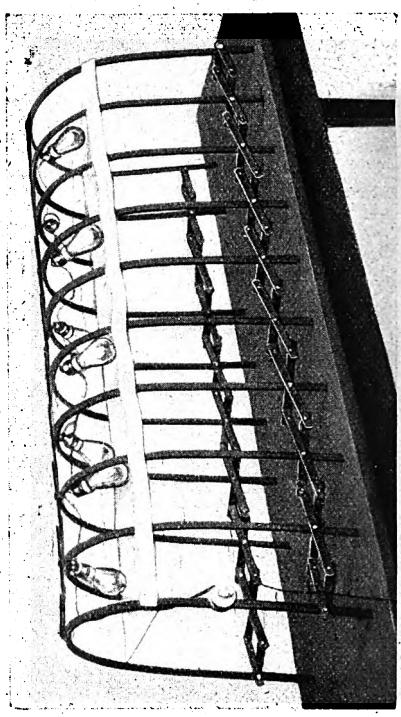


Abb. 3. Das Hauslichtbad zur vollen Verwendung ausgezogen.

Digitized by Google

Der Schein trügt

Im „Reich der Mitte", dem Wunderlande China, gab und gibt es trotz Revolution und Reformen mancherlei, worüber die Europäer in Verwunderung geraten. So zieht der altmodische Zahndoktor die größten Stockzähne mit den — Fingern; er braucht also buchstäblich keinerlei Apparat dazu. Das Ziehen der Zähne lernt er an einem Stückchen Holz, in das Löcher gebohrt und Pflöckchen, die als Zähne gelten, eingeschlagen werden. Zu den ersten Übungen wird weiches Holz genommen, das nach und nach durch immer härteres ersetzt wird; auch die Pflöckchen schlägt der Lehrmeister immer kräftiger hinein. So muß es endlich gelingen, allein mit den Fingern den festsitzendsten Zahn aus den Kiefern zu ziehen.

Ähnlich wunderliche Überraschungen gibt es in der chinesischen Medizin. Und nicht weniger merkwürdig ist es, daß es gesetzlich vorgeschrieben ist, daß ein Arzt für jeden im Laufe einer Woche während seiner Behandlung verstorbenen Kranken eine Papierlaterne, in der eine Kerze brennt, vor seiner Wohnung aufhängen muß.

Aus diesem Brauch „erhellt" zweierlei. Man kann daran erkennen, ob das „Geschäft blüht" und ob der Arzt Glück mit seinen Patienten hat.

Die Chinesen lassen sich nicht gerne von den „roten Teufeln", den europäischen Doktoren, behandeln, und besonders die Angehörigen der unteren Volksschichten wollen von solcher Hilfe nichts wissen. Als sein Diener krank wurde, mußte ein Europäer, bei dem dieser Mann lebte, einen einheimischen Medizinkundigen herbeirufen. Er ging selbst und suchte nach einem Haus, vor dem die wenigsten Laternen hingen.

Nachdem der chinesische Äskulap alles Nötige angeordnet hatte und das Haus verließ, sagte der Europäer: „Sie sind offenbar recht geschickt und haben Glück mit Ihren Kranken, ich fand nur eine Laterne vor Ihrer Tür, während die Häuser mancher Ihrer Kollegen reichlich illuminiert sind." Bescheiden erwiderte der Chinese: „Ich habe erst gestern als Arzt begonnen." H. Lei.

Digitized by Google

Aus der vierten Dimension

Der einst berühmte Schauspieler Elchinger, den die Wiener noch 1813 bewunderten, stritt öfter mit einem Arzt über Geistererscheinungen. Elchinger ließ sich aber von seinem Glauben, daß es überirdische Erscheinungen gäbe, niemals abbringen, obwohl ihm der Doktor immer wieder zu beweisen suchte, daß es damit nichts sein könne.

Eines Tages kam der Arzt in der Dämmerstunde zu dem wundersüchtigen Schauspieler und schilderte ihm in größter Erregung, daß er nun bekehrt sei; was ihm widerfahren wäre, sei aber so entsetzlich gewesen, daß er es kaum zu erzählen wage. Elchinger fing an zu zittern und drängte den Arzt, ihm alles zu sagen. Der Doktor zauderte eine Weile und begann: „Verflossene Nacht, ich war kurz vorher von einem Sterbenden gegangen, lag ich im Bett und fand keinen Schlaf. Die Uhr schlug zwölf. Mit dem letzten Schlag hörte ich deutlich, daß jemand die Treppe heraufkam, auf dem Gang hin und her tappte und vor meinem Zimmer ächzte und schnaufte ..."

„Weiter!" flüsterte der Schauspieler.

„Ich versuchte zuerst zu rufen, wagte es aber nicht und wollte ..."

„Nun, was kam?" drängte Elchinger schaudernd.

„Zuerst öffnete sich die Tür und flackerndes Licht erhellte das stockdunkle Zimmer, ich ..."

„War es nicht bläulichgrün oder eine schwefelgelbe Flamme?" fragte der Schauspieler.

„Es war blau, grün und gelb in einem. Und in dem Licht sah ich eine große, hagere, düstere Gestalt, die so aussah wie ein Greis von siebzig Jahren."

Elchinger bekreuzte sich und blickte scheu zur Seite. „Alle guten Geister loben den Herrn! Trug das Gespenst ein weißes Kleid? War es durchsichtig?"

„Nein, die Gestalt war in ein langes, mantelartiges Gewand von grobem Zeug gehüllt, das ein breiter, lederner Gurt zusammenhielt. Der Bart war dicht und silberweiß, die Haare dünn

Digitized by Google

und starr aufgerichtet. In der Hand hielt die Erscheinung eine dicke wollene Mütze und einen starken Spieß ..."

„Allmächtiger!" stöhnte der Schauspieler und fühlte, wie ihm alles Blut zum Herzen drängte. „Weiter! Um Himmels willen!"

Der Arzt fuhr fort: „Ich zitterte, kalter Schweiß lief mir über alle Glieder, denn nun kam die Erscheinung langsam und feierlich auf mich zu."

„Haben Sie nicht gewagt zu rufen? Ohne Zweifel wollte der Geist Ihnen verborgene Schätze entdecken, oder gar einen Mord beichten."

Feierlich sprach der Arzt: „Ja! Ich hab's gewagt. Ich habe die Erscheinung bei allem, was ihr heilig sei, beschworen, mir zu sagen, woher und warum sie käme, was ich tun müsse, oder ..."

„Um Gottes willen, was bekamen Sie zu hören?" schrie Elchinger.

Der Arzt seufzte. Dann sprach er weiter: „Zuerst schlug die Gestalt mit dem langen Spieß dreimal auf den Boden, so stark, daß das Haus erbebte. Dann hob sie die Laterne, trat immer beängstigender näher vor mein Bett, leuchtete mir ins Gesicht und ..."

„Jesses, Maria und Joseph," stöhnte Elchinger und erschauerte bis in die Knochen. Dann flüsterte er ängstlich: „Was sprach der Geist, lieber, armer Doktor?"

„Er sagte ganz gemütlich: ‚Euer Gnaden, wann's kane Nachtwachter geb'n tat, könnt' ma Ihnen das ganze Haus ausstehl'n, so weit steht d' Haustür offen. San S' so gut, stehn S' auf und sperrn S' zu." M. S.

Einseltsamer Fall

Eines Tages kam ein Handwerksbursche aus seiner Heimat Hannover nach Straßburg, das damals — wie heute wieder — in französischen Händen war. Da die Guillotine zur Zeit der großen Revolution in Frankreich zu Hinrichtungen gebraucht wurde, war sie seit dieser Umwälzung auch in Straßburg eingeführt. Der Handwerksbursche hatte von diesem Werkzeug der Justiz allerlei gehört und die Maschine flüchtig gesehen. Er fragte

Digitized by Google

überall herum, ob man nicht bald jemand hinrichten werde, denn er möchte gerne dabei zusehen. Sein Wunsch ging nicht in Erfüllung, und er klagte, aus Straßburg wieder abziehen zu müssen, ohne dieses Instrument kennen gelernt zu haben. Der unwiderstehliche Trieb, sich den Anblick doch zu ermöglichen, spornte ihn zum eifrigen Betteln an; er hoffte bald soviel Geld zusammenzubringen, das er dem Scharfrichter geben wollte, der ihm dafür gewiß die Guillotine zeigen würde. Er bettelte, sparte sich den kleinsten Betrag am Mund ab und hatte endlich zehn Franken zusammengebracht. Damit suchte er den Scharfrichter auf, bot ihm das Geld an und ließ nicht eher nach, bis er die Maschine zu sehen bekam. Der Scharfrichter wunderte sich über den seltsamen Kauz, der alles so genau wissen wollte und sich besonders bedenklich darüber ausließ, daß in dem ledernen Sack der Kopf eines Hingerichteten leicht einmal stecken bleiben könne. Zufrieden, daß sein sehnliches Verlangen erfüllt war, zog der junge Mensch davon und wanderte weiter.

Ende 1842 wurde die Guillotine zum erstenmal von Mainz nach Gießen befördert. Dort sollte ein Raubmörder damit hingerichtet werden. Alles ging in gehöriger Folge vor sich. Nur der Kopf des Raubmörders blieb in dem zu eng gewordenen Lederbeutel stecken und mußte erst herausgezogen werden. Der Hingerichtete war der Handwerksbursche aus Hannover, der einst so unwiderstehlich danach verlangt hatte, die Guillotine zu sehen. O. Im.

Der Not muß man sich fügen

Unsere Ärzte haben es in dieser elenden Zeit nicht leicht. Und so kommt es, daß die Kurpfuscher ihre Schäfchen noch leichter scheren können, als dies vordem möglich war. Die Leute sind übrigens nicht erst in unserer Zeit geneigt gewesen, lieber den Schäfer oder irgend einen anderen Wundermann in Krankheitsfällen aufzusuchen, und so mußte es kommen, daß sich jemand nicht leichten Herzens entschloß, Arzt zu werden, für ein ernstes Studium Geld auszugeben und dann doch keine entsprechenden Einnahmen zu haben. In früheren Notzeiten fehlte es deshalb in vielen Städten an geschulten Ärzten und man mußte sich mit

Digitized by Google

einem Bader begnügen. Gewiß gab es auch in diesem Stand Leute, die in leichteren Fällen manchen Rat geben konnten, aber meist war es mit ihrem Können doch nicht weit her. Der einzige Vorzug war, daß sie mit geringen Einnahmen zufrieden, hauptsächlich vom Zahnziehen, Schröpfen, Blutegelsetzen und Haar- und Bartschneiden lebten.

Vor über zweihundert Jahren wirkte in der damaligen Reichsstadt Biberach ein Bader, der gerne über den Durst trank, und es dann nicht gerne sah, wenn man ihn zu einem Kranken holte. Meist saß er in einer entlegenen Schenke, goß sich ein Schöppchen nach dem anderen hinter die Binde, und wenn man ihn brauchte, mußte man oft lange suchen, wo er steckte. Trieb man den Biberacher Äskulap endlich auf, dann fand man ihn nicht selten in einem Zustand, wo er selber Hilfe gebraucht hätte, statt anderen Menschen beistehen zu können. Der gute Mann war aber so an die guten Tröpfchen gewöhnt, und vertilgte immer wieder so viel davon, daß er Sonne, Mond und Sterne doppelt und dreifach sah. Redete man ihm ins Gewissen, dann begehrte er auf und verschanzte sich in seinen vier Pfählen. Da mit Strenge nichts zu erreichen war, versuchte es der Magistrat in Güte und befahl dem kostbaren Mann, wenigstens „an jedem Wochenmarkt am Mittwoch nüchtern zu bleiben und sich nicht zu übernehmen, weil an diesem Tage sich die Bauern gemeiniglich übel zu halten pflegten und seiner Hilfe bedörften ..."

Michael Graunz, so nannte sich die ärztliche Perle Biberachs, antwortete seinem „gnädigen Herrn", er wolle „Gehorsam nach Schicklichkeit leisten", wage aber doch die „untertanige Bitte, es möge den Bauern durch Ausruf befohlen werden, ihre Streitigkeiten und sothanen unvermeidlichen Händel" bis zum Garausläuten am Abend abzumachen, „damit ihm vergönnt sei, in der Nacht einen guten Schoppen geruhsam zu trinken". J. P.

Die geprellten Straßenräuber

Vor etwa hundertfünfzig Jahren, als unter den zivilisierten Nationen Europas noch kein Mensch daran dachte, in Feldgrau gekleidete Neger gegen Männer und Frauen der weißen Rasse

Digitized by Google

loszulassen, hielten sich wohlhabende Leute einen „Mohren" als Diener. Bei einem Privatmann in einem Landhause bei Lyon stand ein Schwarzer in Diensten, der eines Abends aus der Stadt zurückkehrte. Zur größten Überraschung des Afrikaners begegnete er einem Bauern, der im bloßen Hemde daherkam und recht erbärmlich aussah. Der Neger sprach den so ungewöhnlich aussehenden Mann an und erfuhr, daß der von einem Viehmarkt heimkehrende Bauer von ein paar Straßenräubern überfallen worden sei. Die Strauchritter hatten ihm Geld, Schuhe, Strümpfe und Kleider genommen und ihm nur das Hemd am nackten Leibe gelassen. Der Bauer erzählte, die Kerle könnten kaum zwei Büchsenschüsse weit sein und gab die Richtung an, in der sie sich davongetrollt hatten.

Da zog der Schwarze seine Kleider aus und schärfte dem Bauern ein, er solle sich an den Straßenrand setzen und die Livree wohl behüten; er käme bald wieder.

Spornstreichs rannte der Neger davon und eilte in der angegebenen Richtung solange fort, bis er die zwei Gauner vor sich hermarschieren sah. Auf leisen Sohlen kam er, von den Gaunern unbemerkt, immer näher, machte einen Bogen und tauchte im hellen Mondschein zähnefletschend und schreiend vor ihnen auf. „He da! ihr Spitzbuben, ich bin der Teufel. Heraus mit dem Geld und den Kleidern des Bauern, den ihr überfallen habt, oder ich fahre mit euch in die Hölle!"

Bis in die Knochen erzitternd, standen die Kerle da und fingen an zu winseln und zu bitten, räumten hastig ihre Taschen und Diebsäcke aus und legten alles dem greulichen Höllengeist zu Füßen. Dann suchten sie sich bei gutem Wind zu drücken, und als sie sahen, daß sie wohl mit heiler Haut davonkommen könnten, rissen sie im Galopp aus.

Als der Schwarze zurückkam, traute der Bauer seinen Augen nicht, denn der brachte ihm nicht nur alle geraubten Habseligkeiten wieder, sondern auch noch viel mehr Geld, als die Gauner ihm geraubt hatten. Zufrieden zog er sich an und trabte heimwärts. Die Raubgesellen kamen wohl nie dahinter, wer der Teufel gewesen, der ihnen den guten Fang wieder abgejagt hatte. F. Gra.

Digitized by Google

Kindlicher Einfall

Alte Leute hängen zu allen Zeiten an ihren Gewohnheiten, die sie nicht mehr ändern wollen. Der Großvater des schwäbischen Dichters Uhland, ein alter Geistlicher, trug immer noch eine Perücke, obwohl diese Haartracht längst nicht mehr üblich war. Einmal kam der Alte nach Stuttgart zu dem Dichter Haug, der ihn zu einem festlichen Mahl eingeladen hatte. Man setzte den würdigen Greis mit der großen, weißgepuderten Perücke an den Ehrenplatz. Haugs fünfjähriges Söhnchen kam in das Zimmer, schaute den Alten mit dem mächtigen Haargelock erstaunt an und fragte: „Vater, ist das der liebe Gott?" Der Kinderfreund Uhland sagte zu dem Knaben: „Nein, liebes Kind, so weit reicht's nicht." J. M.

Nicht auf den Mund gefallen

Zu allen Zeiten gab es Leute, die bei der Wahl ihres Umganges nicht darauf achteten, welchen Kreisen die Menschen angehörten, die sie gern um sich sahen. Ein gesellschaftlich hochstehender Mann war bekannt dafür, daß man in seinem Hause zwanglos verkehrte. In gewissen Schichten gab es aber empfindliche Naturen, die manchmal nur einem unumgehbaren Zwang folgten, sich unter die nach ihrer Meinung „allzu bunte Reihe" zu mischen. Eines Abends saß ein Adliger neben einem bürgerlichen Beamten, den er deutlich fühlen ließ, daß er ihm kein erwünschter Tischgenosse war. Da keiner der Gäste die mißlaunige Stimmung des feudalen Herrn beachtete, erboste sich der Verärgerte noch mehr und fragte den von ihm gering geschätzten Mann: „Sagen Sie, ist das wahr, Ihr Vater soll Metzger gewesen sein?"

Der so plump Angegriffene verlor seine Gemütsruhe keinen Augenblick und erwiderte möglichst harmlos: „Gewiß. Mein Vater war Metzger. Wenn Sie damit einen besonderen Unterschied begründen wollen, der zwischen Ihrem und meinem Vater bestand, so kann ich das gut verstehen, aber auch begründen. Mein Vater schlachtete Ochsen, der Ihrige aber zog sie groß." G. Ma.

Digitized by Google

Zur Beachtung für die Preisträger unseres ersten und zweiten Preisrätsels

Aus verschiedenen an uns gelangten Anfragen geht hervor, daß die Veröffentlichung der Namen der Leser, welche für die Lösung des ersten und zweiten Preisrätsels mit Preisen bedacht wurden, übersehen worden ist. Auflösung und Namen der Preisträger finden sich in Band 9 Seite 170.

Auflösungen der Rätsel des 11. Bandes:

Silbenrätsel S. 71: 1. **Wilhelmine**, 2. **Identität**, 3. **Emden**, 4. **Dominikaner**, 5. **Immortelle**, 6. **Eleve**, 7. **Salami**, 8. **Aldehyd**, 9. **Andantino**, 10. **Tobias** = Wie die Saat, so die Ernte.

Buchstabenrätsel S. 71: Frost, Rost, Ost, St.

Scharade S. 71: Laufpaß.

Quadraträtsel S. 71:

L	I	B	E	L	L	E
G	**E**	S	E	L	L	E
S	P	**I**	E	G	E	L
L	E	I	**P**	Z	I	G
B	A	U	T	**Z**	E	N
P	F	E	N	N	**I**	G
L	E	S	S	I	N	**G**

Wehmut S. 109: Viel Liebchen.

Homonym S. 174: Winde.

Lösungen unserer Rätsel aus dem Leserkreise

Richtige Lösungen unserer Rätsel in Band 11 sandten ein: **Ernst Schneider**, Stuttgart (6); **Maria Wolter**, Frankfurt a. M. (5); **Fritz Jung**, Dommitzsch (Elbe) (5); **Rosalie Sörgel**, Bremen (5); **Robert Eggler**, Homburg (5); **Michael Riedanker**, Solingen (5); **Elfriede Baul**, Frankfurt a. O. (5); **Ferdinand Ankermann**, Köln (5); **Irmela Bröbersdorf**, Bremen (5); **Karl Alex Reiner**, Altona (5); **Rosa Sieckling**, Würzburg (5); **Eduard Ludwig Ankenbrandt**, Dresden (5); **Richard Hiller**, Breslau (5); **Elisabeth Möhring**, Halle a. S. (5); **Paul Eduard Häupter**, Essen (5); **Willi Irion**, Jaxthausen (5); **Franziska Bauer**, Stein a. Rh. (5).

Herausgegeben unter verantwortlicher Redaktion von Stephan Steinlein in Stuttgart

Digitized by Google

Sichtbar jünger

von Woche zu Woche macht

Dr. Hentschels Wikö-Apparat D. R. G. M.

das ärztlich empfohlene kosmetische Grundmittel. Der kleine Wunderapparat befreit in kürzester Zeit von Runzeln, Falten, grauer und fahler Haut und von Hautunreinheiten wie Mitessern, Pusteln usw. Unzählige freiwillige Dankschreiben bestätigen seine schnelle Wirkung. Dauernde Hautschönheit, Hautgesundheit und Hautpflege **nur** durch den Wikö. Einfachste Handhabung, einmalige Anschaffung.

Preis . . . . . M. 14800.—
Wikö-Doppelkraft . . . . . „ 15000.—
Elegante Ausstattung . . . . . je „ 25000.—
Porto M. 150.—; Nachnahme M. 80.— mehr.

Wikö-Creme, die unvergleichliche Qualitätscreme von Weltruf, ist ein unschätzbares Hautnährmittel von hervorragender Wirkung. Wer sie einmal benützt hat, verwendet keine andere Hautcreme mehr. Preis M. 7500.—, Porto wie oben.

WIKÖ-WERKE Dr. Hentschel, Unt. 7, **DRESDEN**

Union Deutsche Verlagsgesellschaft in Stuttgart

Das Ernährungs- und Kochbuch der Gegenwart

Gesunde Küche

Ein Lehrbuch richtiger Ernährung und Speisenbereitung

Mit 1216 bewährten und erprobten Rezepten

Von Prof. Dr. **Heinrich Kraft** und Frau **Helene Kraft**

Zwei Teile in einem Band / In Halbleinen gebunden

Grundzahl 8, Schlüsselzahl des Börsenvereins der Deutschen Buchhändler

Neun Zehntel der Kulturmenschheit ernähren sich falsch und leiden an den Folgen. Dieses Werk — ein Gesundheitsbuch und Kochbuch zugleich — lehrt, die schmackhafte Ernährung mit der gesunden zu verbinden, es befähigt die Frauen zu einer Speisenzusammensetzung, die dem Körper die richtige Stoffzufuhr bringt und damit das Heer von Ernährungskrankheiten fernhält, die Grundlage zu gesundem Gedeihen schafft. Die »Gesunde Küche« ist insbesondere erprobt in langjähriger praktischer Erfahrung der Verfasser an dem durch seine physikalisch-diätetischen Heilerfolge weltbekannten Dr. Lahmannschen Sanatorium »Weißer Hirsch« bei Dresden.

Zu haben in allen Buchhandlungen

Digitized by Google

Spiel- und Sport-Bibliothek des Union-Verlags

Schule des Fußballspiels

Eine Anleitung zur methodischen Erlernung und für planmäßigen Übungsbetrieb unter Verwertung der wissenschaftlichen Beobachtungen an der deutschen Hochschule für Leibesübungen in Berlin. Von **Willi Knefebeck**, bisher Fußballlehrer an der deutschen Hochschule für Leibesübungen in Berlin. Mit 25 Abbildungen. Grundzahl 1,5

Handball · Barlauf · Schleuderball

Ein praktisches Lehrbuch dieser drei prächtigen Kampfspiele, bearbeitet nach den neuesten Spielregeln mit besonderer Herausarbeitung der Technik und Taktik, mit eingehenden methodischen Hinweisen und praktischen Winken für den Spielbetrieb. Von **Karl Otto**. Mit 48 Abbildungen. Grundzahl 1,6

Schlagball · Faustball · Trommelball

Eine Darstellung ihres Wesens, nebst gründlicher Anleitung zu gutem Spiele. Von **J. Sparbier**. Mit 63 Abbildungen. Grundzahl 1,7

Faltbootsport und Kleinsegelei

Eine ausführliche, doch kurzgefaßte Anleitung für den Gebrauch des Faltbootes für Wanderfahrt, Sport und Kleinsegelei. Ein erschöpfender Ratgeber für das Befahren von Flüssen, Stromschnellen und Wehren im Faltboot, nebst einer Anweisung für die Reparatur des Bootes auf der Fahrt. Von **E. B. Schwerla**-München. Mit 72 Abbildungen. Grundzahl 1

Die Schule des Schneelaufs

Ein neuer, vollständiger und kurzgefaßter Lehrgang für den Gebrauch der Schneeschuhe für Wanderfahrt, Sport und Verkehr. Von **E. J. Luther**-München. Mit 47 Abbildungen. 24.–33. Tausend. Grundzahl 1

Leichtathletische Übungen

Ein Wegweiser zu gründlichem Verständnis und vorteilhafter Ausübung. Von **J. Sparbier** und **H. Schumacher**. Mit 52 Abbildungen. Grundzahl 1,8

Sportgymnastik

Übungen zur allgemeinen Vorbildung für Turnen, Spiel und Sport. Von **G. v. Donop**. Mit 25 Abbildungen. Grundzahl 1

Jeder Band, in Taschenformat, steif broschiert

Die Grundzahlen mit der jeweiligen Schlüsselzahl des Börsenvereins der Deutschen Buchhändler vervielfacht ergeben den Ladenpreis

Digitized by Google

E. TAESCHNER'S

NASOL

Das vorzüglich bewährte

Schnupfenmittel

in flüssiger Form. Empfohlen von Ärzten als Vorbeugungsmittel bei Grippe, Influenza, Katarrh usw. Die neuartige Anwendungsmethode verbürgt eine vollständige Desinfektion der Luftwege. Überall erhältlich, eventl. von der

Kommandaaten-Apotheke
Berlin C. 19, Seydelstraße 16.

ELTOX

E. TAESCHNER
CHEM. PHARM. FABRIK BERLIN C. 19

Name gesetzlich geschützt

Bestes Vorbeugungsmittel gegen alle Erkrankungen, welche durch eine schlechte Verdauung, mangelhaft. Stoffwechsel (Gallensteine) u. beginnende Alterserscheinungen (Arterienverkalkung) entstehen. Hervorragendes Auffrischungsmittel. Erhältlich in Apotheken und Drogengeschäften oder in der

Kommandanten-Apotheke
Berlin C. 19, Seydelstraße 16

Erlösung winkt von Pein und Qualen
Durch Dorns Reform-Schuh und -Sandalen

Anfertigung für jeden Fuß nach eingesandtem Fußumriß in Ia Leder, Rahmen-Handarbeit und bestgeeigneten Materialien. Bestellungen nehmen Reformhäuser u. Sportgeschäfte entgegen. Wo noch nicht eingeführt, verlange man Prospekt vom Hersteller:

Reform-Sport-Schuh-Haus
Michael Dorn

Stuttgart, Augustenstr. 18

Wiederverkäufer, Wander- und Sportvereine, Natur- und Gesundheitsvereinigungen Sonderpreise

Bei **Magenschmerzen,**
Magenkrampf, saurem Aufstoßen,
Stuhlverstopfung u. ä. nehme man nur
Welter's Mixtur Magnesia Magenpulver
Tausende Dankschreiben bestätigen
seine vorzügliche Wirkung. Preis
ausschl. Porto. In Apotheken oder d. Fabrik
Welter, Niederbreisig Rhein, Abt. 155
Man achte auf Original-Packung

Digitized by Google

UNIVERSITY OF ILLINOIS-URBANA
3 0112 114881151

Digitized by Google